Bilder

aus

Ost-Preußen.

Von

L. Freytag.

. . macies et nova febrium
terris incubuit cohors
semotique prius tarda necessitas
leti corripuit gradum.
Horatius.



Berlin, 1868.
C. Schweigger'sche Hof-Buchhandlung
(früher Mylius' Verlag).



Vorwort.

Das war für uns ein Jahr des Unglücks, das Jahr 1867! Ist es nicht, als wollte uns das ernste Schicksal mahnen, nach der gewaltigen Erhebung Deutschlands im Jahre 1866 und ihren nicht minder gewaltigen Folgen uns jedes Uebermuths sorgsam zu entschlagen?

Diese allgemeinen Unheilsschläge erstreckten sich auf den ganzen bewohnten Erdball. Auf der südlichen Hemisphäre rasch aufeinanderfolgend in endloser Reihe Erd-Erschütterungen, Orkane von nie erhörter Wuth, Ueberflutungen und in ihrem Gefolge langwierige Leiden und zertrümmertes Lebensglück vieler Tausende, in Europa neben unaufhörlichem Drohen von Krieg und Kriegsgeschrei Stürme, Schiffbrüche und (furchtbarer denn alles Leid, das die Ungunst der Natur den Sterblichen zu bringen vermöchte) Hungersnöthe, wie wir sie seit Generationen nicht erlebt.

Die schwere Hungersnoth in Schweden war der traurige Vorläufer der Drangsal, die einen Theil unsers geliebten Preußens bald darauf drückte und noch heutigen Tages drückt. Ganz Deutschland vernahm damals die Kunde des über das stammverwandte Schweden hereingebrochenen Unheils mit Schrecken und herzlichem Mitgefühl. Zwar hatte Schweden, das sich seit Jahrhunderten in einen künstlichen und unnatürlichen Haß gegen Deutschland eingewiegt, die Freudenkunde unseres neuen Aufschwungs mit Neid und schlecht verhaltener Feindseligkeit aufgenommen; aber das Unglück des einen Bruderstammes führte ihn wieder dem andern in die Arme, und Herzen und Hände in Deutschland thaten sich auf, um zu rathen und zu helfen. Hamburg, an Reichthum und Wohlthätigkeit Deutschlands erste Stadt, war auch diesmal die erste, die ihre Stimme für die bedrängten Stammverwandten in Skandinavien erhob, — und das Aergste ward abgewendet. Aber entsetzlich war auch, was wir über Norrlands Leid vernahmen! Die Kunde drang zu uns von wiederholten Misernten eines Bodens, der, von Natur karg, dem genügsamen Bebauer selbst das Nothdürftigste versagte; wir hörten von Hungernden und Verhungerten, von allen Leiden, die grimmiger Frost und unbarmherziger Mangel über den Menschen zu verhängen fähig sind, und solche Noth öffnete selbst dem Verstocktesten die Hand.

Nicht Viele ahnten es damals, daß uns nur zu

bald Gelegenheit geboten werden sollte, im eigenen Lande den erbittertsten Kampf mit der Noth aufzunehmen. Wol machten wir uns seit einiger Zeit darauf gefaßt, daß namentlich aus dem nordöstlichen Theile Norddeutschlands Berichte über Theurung und mehr oder minder empfindlichen Mangel einlaufen würden: denn auf die Misernten der letzten Jahre war im Sommer 1867 eine neue gefolgt, ärger als die früheren; aber der Thatbestand, wie er sich im letzten Jahresviertel 1867 darstellte, war geeignet, selbst den leichten Sinn des Sorglosesten mit Angst und Schrecken zu erfüllen.

Bekannt sind die Boden-Verhältnisse Ostpreußens. Auf drei Seiten theils von russischem Gebiet umschlossen, theils von den Fluten der Ostsee bespült, nur zum Theil fruchtbar und ertragsfähig, bildet es mit seinen von zahllosen Gewässern und größeren oder kleineren Seeen den äußersten Winkel deutscher Erde nach Nord-Osten. Die eigenthümliche Beschaffenheit des Landes und die schlechte Küstenbildung einerseits und die russische Politik, die uns den Gränzverkehr nach Kräften unmöglich zu machen bemüht ist, haben Ostpreußen in seiner freien Entwicklung gehemmt und nicht selten empfindliche Bedrängniß hervorgerufen. Zu diesen Uebeln gesellten sich nun die wiederholten Misernten; und was diese dem Lande übrig ließen, vernichteten Ueberflutungen der großen Flüsse und Ströme. Diese Ereignisse, unberechenbar in ihrem Eintritt und noch unberechenbarer in ihren Folgen, haben Ostpreußen in

einen Zustand der Verzweiflung gebracht, aus dem die Hilfe des Staates allein es nicht zu reißen vermag. Das ganze Deutschland ist dazu berufen, den trefflichen Kernstamm der Ostpreußen, der für unsere gemeinsame Heimat die großartigsten Opfer gebracht und einst, als alle deutschen Gauen dem Erbfeind geknechtet zu Fuße lagen, zuerst das Banner der Erlösung und Befreiung aufgepflanzt hat, obwol zertreten und ausgeplündert wie kein anderes deutsches Land, jetzt aus seiner Noth mit kräftigem Rucke emporzureißen. Segen und Heil Denen, die diesen rettenden Beruf des ganzen Deutschlands begreifen und erfüllen, und Schande über die eingebornen Feinde unseres Landes und unserer Landesehre, denen das Unglück der Heimat nichts ist als eine bequeme Handhabe, um auf den Sturz der ruhmwürdigen Schöpfer unserer Einheit hinzustreben.

Ostpreußens Misgeschick kam nicht über Nacht; langsam und anfangs schier zögernd, aber um so wuchtiger fielen die Schläge. Wir vernahmen im Herbst 1867 zuerst hier und da von Theurung, durch Misernten hervorgerufen, aber der Lauine gleich wuchs die Theurung zur Hungersnoth.

Und unter den zahllosen Leiden, die uns im Leben begleiten und nicht von unserer Seite weichen, ist die Hungersnoth das furchtbarste und arglistigste, denn sie erlahmt den zur Gegenwehr erhobenen Arm. Sie beraubt uns unserer Spannkraft, sie entnervt unsere Glieder, sie läßt uns über Nacht altern, sie streckt uns

darnieder gefesselt, gleichgiltig, theilnahmlos gegen das Verderben unser selbst und Aller, die uns die theuersten sind, — sie reißt die Schranken der Gesetze ein, und schafft den Friedfertigsten um zu einem Ungeheuer, denn sie ist ja der Hunger, — sie untergräbt Ehre, Selbstgefühl, Sittlichkeit, sie zerstört jegliche Tugend, die den Menschen dauernd an den Menschen kettet und ihn in Jedem seinen Bruder erblicken läßt. Das ist ein Leiden, das zur gemeinsamen, unerschütterlichen Abwehr herausfordert, das jeden Parteihader zum Schweigen bringt, Getrennte zu einem Wirken zusammenführt, Hand in Hand legt.

Der Ruf der Noth, der gewaltig und Tag für Tag an Inbrunst und Angst wachsend die Leiter unsers Landes wie jeden einzelnen Bürger um Hilfe, unverzügliche Hilfe anflehte, fand nicht taube Ohren, nicht starre Herzen und verschlossene Thüren. Vom Thron unsers edlen Königs bis in die ärmlichste Bauernhütte fand das bedrängte Ostpreußen Hilfe und Beistand; Preußen und Nichtpreußen wetteiferten, ihren Brüdern einen Theil der allgemeinen Landesschuld abzutragen; Hamburg strebte Berlin zu übertreffen. Unzählbare Gaben strömten in die Provinz, wie ein befruchtender Strom über verdorrtes Land, und kundige und aufopfernde Aerzte gingen in die hart heimgesuchten Gaue, um mit der Waffe des Geistes und mit dem Schild der Erfahrung den Kampf mit dem traurigen Gefolge des Hungers, mit den Krankheiten aufzunehmen. Und

diese allgemeinen Anstrengungen sind nicht umsonst gewesen. Schon macht die rettende Hand sich bemerkbar, schon ist die Noth, langsam und zögernd zwar, an manchen Orten im Rückzuge.

Aber noch ist viel zu thun; noch darf nicht gerastet werden im Hilfeleisten und Wolthun. Die Wunden, die dem Lande geschlagen worden sind, heilen nicht so schnell, als das Schwert der Noth sie schlug; sie bedürfen langwieriger und schonender Pflege. Zu diesem Zweck ein obwol geringes Scherflein beizusteuern, das ist die anspruchslose Absicht unserer schlichten und ungeschminkten Worte. Mögen sie eine gute Statt finden!

Eine Gesellschaft.

Es ist an einem unfreundlichen Decembernachmittag des Jahres 1867. Mit scharfem Blasen fährt der Ostwind durch die Straßen Berlins und schüttet aus dem schwarzen Gewölk, das einem unendlichen Luftgebirg gleich am Himmel hängt, Massen von Schnee auf Gassen und Dächer. Tausende von Gasflammen bemühen sich, der Finsterniß das Licht abzuringen; doch selbst den großen Candelabern auf dem Pariser Platz am Brandenburger Thor gelingt es kaum, eine zweifelhafte Helligkeit zu verbreiten, kaum genügend, um den stolpernden Fußgänger erkennen zu lassen, ob er auf das schlechte Pflaster oder in den tiefen Schnee zu straucheln im Begriff ist.

Unter den Linden ist es ziemlich öde; wenige Fußgänger eilen, so rasch wie die gefährliche Glätte des Pflasters verstattet, an den hellerleuchteten Läden oder an den krüppelhaften Bäumen, die der Straße ihren stolzen Namen verliehen haben und dem unabwendbaren Absterben längst verfallen sind, vorüber. Hier und da hört man einen Ausruf des Verdrusses, wenn der boshafte Wind Jemandem eine Wolke von Schnee ins Gesicht wirft oder einem Andern den Hut vom Kopf reißt und so den Inhaber zur eiligen Verfolgung des Flüchtlings zwingt. Auch die Wachen beim Universitätsgebäude wie am Brandenburger Thor sind verödet; nur eine einsame Schildwache schreitet, in den

warmen Rock gehüllt und das Gewehr im Arm, hastig und dann und wann heftig aufstampfend, auf und nieder, um durch unaufhörliche Bewegung die empfindliche Kälte abzuhalten; doch hält sie scharfe Ausschau nach allen Seiten hin, um einen etwa vorbeikommenden Offizier schon von ferne zu gewahren und ihm im rechten Augenblicke die gebührenden Honneurs zu erweisen.

Während sonst die Linden, je weiter der Abend vorschreitet, belebter und immer belebter werden, scheint das heutige Wetter selbst den Berlinern die gute Laune benommen zu haben, denn es wird immer stiller; nur der Sturm schüttelt brausend die schwarzen Fittiche und überschreit das Geklingel der wenigen Schlitten, die geräuschlos über den glatten Schnee dahingleiten. Der Schlag der Domuhr verkündet erst die fünfte Stunde, und es ist längst Nacht. Das Thermometer sinkt tief; sein nunmehriger Stand ist in Berlin, das in der Regel sich eines gemäßigten Klimas zu erfreuen pflegt, geradezu ungewöhnlich.

Von der Wilhelmsstraße biegt ein junger, hochgewachsener Mann in die Linden ein und geht an ihrer rechten Seite langsam hinunter auf die Schloßbrücke zu. Ein dichter Mantel ist fest um die Schultern zugezogen, der Hut tief in die Stirn gedrückt. Uebrigens geht er stramm und straff; er scheint ein Militär in Civil. Freilich ist es nicht leicht, auf der glatten Bahn den kerzengeraden Soldatentritt inne zu halten. Das erfährt auch unser Unbekannter; als er den unsichersten Theil der Linden, da, wo die Große Friedrichsstraße quer hindurch geht, überschreiten will, prallt er ziemlich unsanft auf einen jungen Dragoneroffizier, der eben aus der Friedrichsstraße auf die Linden hinausbiegt. Das bedenkliche Schwanken, in

das Beide wider Willen gerathen, hätte ihnen auf dem Exerzierplatz wenig Lob zugezogen; hier aber murmeln Beide eine Art von verdrießlicher Entschuldigung vor sich hin und wollen in entgegengesetzter Richtung auseinander gehen, als der neue Ankömmling den Andern schärfer ins Auge faßt und ihm dann laut zuruft, um sich trotz des heulenden Sturmes verständlich zu machen:

„Du, Georg? Nichts kann mir erwünschter sein, als Dich zu finden. Was meinst Du? Gehen wir zu J.... in der Jägerstraße? Es soll eine treffliche Sendung Rheinwein angelangt sein.“

„Unmöglich, mein Junge!“ erwiederte der Angeredete, indem er seinen Freund von der Straße weg auf den Bürgersteig zog, weil ein Schlitten eben im vollen Lauf die Friedrichsstraße heraufkam. „Du weißt“, fuhr er fort, als eine momentane Pause, die der Sturm sich gönnte, ihm das Weitersprechen gestattete, „daß ich heute bestimmt einen Brief aus meiner Heimat erwarte. Weil ich nun heut in aller Frühe ausging und seit der Zeit meine Wohnung nicht wieder betreten konnte, so muß ich jetzt eiligst nachsehen.“

„Bemühe Dich nicht! Dein Hausgenosse S.... hat den Brief schon für Dich in Empfang genommen. Er wird ihn Dir zu J.... mitbringen. Komm also mit!“ Mit diesen Worten legte der junge Offizier seinen Arm in den seines Freundes, und Beide schritten vorsichtig ihres Weges weiter über den Gensdarmenmarkt in die Jägerstraße, wo sie vor einem staatlichen Hause Halt machten und eintraten.

In dem gut erleuchteten und erwärmten Restaurationszimmer des rühmlichst bekannten Wirths J.... herrschte

ein reges Leben. Offiziere, Studenten und Civilisten umgaben die einfachen Tische, und Kellner flogen von Einem zum Andern. Die Unterhaltung wurde ziemlich ungenirt geführt; namentlich schienen sich die Studenten, die einer bekannten progressistischen Verbindung angehörten, wenig Zwang aufzuerlegen.

An dem Tisch, dem sich unsere beiden Freunde näherten, ging es am ernstesten und ruhigsten zu. Hier saßen neben einigen alten Herren in Civil mehrere Offiziere verschiedener Waffengattungen; auf der breiten Fensterbank lagen friedlich neben einander die unscheinbare Kopfbedeckung des Artilleristen, der Czako des Jägers, die leichte Mütze des Husaren und der glänzende Adlerhelm des Garde-du-Corps.

Während die beiden Freunde ihre Mäntel abnahmen, sie dem Kellner in die Arme warfen und sich grüßend der eben erwähnten Gesellschaft anschließen, wollen wir sie uns, da das helle Licht es nunmehr verstattet, ebenfalls genauer betrachten.

Beide waren Gutsnachbarn und Freunde von Jugend auf. Der ältere von Beiden, Georg von St....... trat vor einigen Jahren in dasselbe Dragonerregiment, dem sein junger Freund angehörte. Er hatte in allen Ehren den Befreiungskrieg des Jahres 1866 mitgemacht, war aber verwundet worden und hatte eine dauernde Lähmung des linken Arms davongetragen, die ihm das Weiterdienen gebieterisch untersagte. So nahm er denn, obwol mit schwerem Herzen, seinen Abschied, der ihm unter Verleihung eines hohen Ordens höchst ehrenvoll gewährt wurde, und entsagte so dem Soldatenstande auf immer. Seitdem unterstützte er seine Mutter, die verwittwete Generalin von St......., in der Bewirthschaftung des

ausgedehnten Herrengutes in der Nähe von Königsberg. Hier sah er vor kurzem die einzige Schwester seines im Kriege vom Fähnrich zum Leutnant avancirten Freundes Adolf von B...... Der nähere Umgang des ernsten und frühzeitig gereiften invaliden Offiziers mit dem jungen feingebildeten Mädchen hatte sie beide in verhältnißmäßig kurzer Zeit zusammengeführt; die beiderseitigen Eltern hatten dem Verlöbniß ihrer Kinder den herzlichsten Segen gegeben.

Die vor kurzem in ihrer ganzen Heftigkeit über Ostpreußen hereingebrochene Noth hatte sich auch in der Umgegend von Königsberg fühlbar gemacht und die Generalin von St....... veranlaßt, ihren Sohn in die Hauptstadt zu senden, theils wegen des Ankaufs von Getreide, theils, um mit kundigen Verwaltungsbeamten in Berlin, denen sie entfernt verwandt war, wegen der möglichst raschen Unterdrückung der Noth Rücksprache zu nehmen. Zu diesem Zwecke befand sich Georg, der von seiner Verlobten den herzlichsten Abschied genommen hatte, seit nunmehr zwei Wochen in der Hauptstadt. Vor einigen Tagen hatte er seiner Mutter über die bisherigen Erfolge seiner Bemühungen Rechenschaft gegeben und harrte ihres Briefes, von dem es abhangen sollte, ob er in die Heimat abreisen oder noch länger in Berlin verweilen würde. —

Als die beiden Freunde ins Zimmer getreten waren und sich dem oben erwähnten Tische näherten, verstummte die Unterhaltung; unter wechselseitigen Begrüßungen nahmen Georg und Adolf Platz, und bald wurde ihnen die Weinkarte durch den Oberkellner unter einer höflichen Verbeugung präsentirt. Die Wahl war bald getroffen, und bald perlte in den Gläsern der kühle Rheinwein.

„Irre ich nicht, Herr Regierungsrath“, wandte sich Georg an einen freundlichen alten Herrn, der ihm eben seine Dose angeboten hatte, „so war der Nothstand in Ostpreußen wieder der Gegenstand Ihrer Unterhaltung?“

„So ist es, Herr Baron,“ war die Antwort, „und der freundschaftliche Streit, in den mich diese Herren verwickelten, nahm bereits eine etwas lebhafte Färbung an. Ich suchte den Herren zu beweisen, daß die von allen Seiten einlaufenden Unterstützungen durchaus nicht in viele Comités zersplittert werden dürfen, wenn sie praktischen Erfolg haben sollen.“

„Das habe ich namentlich entschieden in Abrede stellen müssen“, warf einer der ältesten Offiziere dazwischen. „Kommen die von nah und fern einlaufenden Gaben alle in die Hand eines Comités, so ist dies trotz der Tüchtigkeit und Hingebung der einzelnen Mitglieder nicht im Stande, eine so ausgedehnte Provinz wie Ostpreußen genügend zu übersehen und die Bedürfnisse der einzelnen Kreise und der verschiedenen Bevölkerungsklassen zu kennen. Existiren dagegen viele Comités, und wirkt jedes für sich, so wird unendlich mehr geleistet, weil sich die Arbeit auf mehr Köpfe und Hände vertheilt.“

„Die Vortheile, die dieses Verfahren mit sich bringen könnte, lieber Herr Major,“ war die Antwort, „haben Sie freilich in das hellste Licht gestellt. Aber die Vortheile beruhen nur in der Theorie, während sich verteufelte praktische Nachtheile herausstellen. Das homerische „Ein schlechtes Ding ist Vielherrschaft“*) gilt in diesem einen Falle gerade unbedingt. Es ist möglich, daß das eine

*) οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη.

große Comité dies oder jenes übersieht; dem ist aber durch Zweig-Comités in den verschiedenen Städten und Ortschaften der Provinz leicht abzuhelfen. Die Oberleitung liegt nun in wenigen, aber desto sicherern Händen.“

„Man könnte die ganze Angelegenheit unter dem Spiegel eines Gleichnisses betrachten“, ließ sich ein Philologe vernehmen. „Sie, Herr Major, hätten gewünscht, daß die alten Aegypter sich in trockenen Jahren die hochgelegenen Aecker aus ihren eigenen Brunnen privatim bewässerten. Man kam dort indessen bald zu der Einsicht, daß diese Art von Selbsthilfe nichts tauge; also wählte man, wie es heißt, den sogenannten Mörissee, jenes gewaltige Wasserreservoir, das in nassen Jahren den Ueberfluß der Nilwasser in sich aufnahm und so das Land vor Ueberflutungen schützte, in trockenen Zeiten aber aus seinen unzähligen Canälen den nassen Segen durch das ganze Land verbreitete. — So ist es auch mit uns. Hilfe, die der leidenden Provinz geleistet werden soll, muß nicht zersplittert werden.“

„Auch ich muß dem Herrn Regierungsrath Recht geben“, fügte Georg bescheiden, aber bestimmt bei, „wenn ich mir erlauben darf, meine Meinung zu sagen. Das Haupt-Comité muß seinen Sitz in Berlin haben, und die Zweig-Comités in den Provinzen müssen sich ihm unbedingt unterordnen. Die Verwaltung des Haupt-Comités müssen hohe Beamte, denen das allgemeine Vertrauen zur Seite steht, übernehmen, während an der Spitze der Spezial-Comités in den Kreisen die Landräthe stehn. Nur so läßt sich die unumgänglich nothwendige Einheit in das Hilfswerk bringen. Bedauerlich ist es, daß jede politische Fraktion, daß sogar fast jede Zeitung ihre eigenen Wege

gehen will; die schlimmen Folgen dieses unverständigen, ja unpatriotischen Gebahrens werden sich früher herausstellen, als es uns lieb sein wird."

„Gewiß", nahm der Regierungsrath wieder das Wort, indem er seinem Nachbarn die Dose bot, der sich verbeugte und höflich eine Prise nahm. „Es ist dies ein dem Deutschen angeborener Mangel an Disciplin und seine leidige Gewohnheit, allerorten seine Individualität hervorzukehren."

„Das ist ein Zeichen seiner überlegenen Bildung", warf der Major ein.

„Ich weiß schon, daß ich mit Ihnen nicht auskomme", entgegnete der alte Herr verdrießlich. „Sie machen jede Debatte unmöglich durch Ihre — —"

„Friede!" rief der Major lachend, indem er zum Zeichen seiner Versöhnlichkeit aus der Dose seines Gegners eine doppelte Prise nahm. „Erklären Sie uns lieber, wie die Noth einen so gefahrdrohenden Umfang annehmen konnte?"

„So hat mich schon Mancher gefragt", erwiderte der Gefragte, nachdem er die Gläser neu gefüllt und sich eine Cigarre angezündet hatte, „aber noch Keinem habe ich in völlig befriedigender Weise antworten können. Daß die Noth, die anfangs auch ich (wie ich offen bekenne) nur für eine gesteigerte Theuerung hielt, eine so gefährliche Höhe erreicht hat und erreichen konnte, ist das Resultat verschiedenartiger Zufälligkeiten, die man in ihrem unheilvollen Zusammentreffen schlechterdings nicht voraussehen konnte. Ich selbst kenne die Provinz gründlich, weil ich Jahre lang, wie Sie wissen, in K......... als Landrath fungirte; nichtsdestoweniger habe ich mich ebensogut

getäuscht wie viele meiner Collegen. Zunächst wissen Sie, daß Ostpreußen seit nunmehr drei Jahren von einer fast totalen Misernte heimgesucht worden ist; diese dreifache Misernte bildet so zu sagen die Grundlage der ganzen Calamität. Von einer solchen Misernte erholt sich aber Ostpreußen schwerer als alle andern Provinzen, weil seine Communicationen schwerer herzustellen sind; die Ostseehäfen sind von der Natur stiefmütterlich bedacht, und Rußland hält sich vermöge seiner veralteten und für uns höchst unfreundlichen Handelspolitik (wenn man von einer solchen bei ihm überhaupt reden darf) von uns hermetisch abgeschlossen.

Bricht nun eine Calamität wie die oben angeregte über irgend einen Landestheil herein, so drückt sie naturgemäß zunächst auf die arbeitenden Klassen, sodann auf die Industriellen und den kleinen Grundbesitz. Es kommt also darauf an, den dergestalt Betroffenen zu einem möglichst einträglichen Erwerb Gelegenheit zu geben. Das ist denn auch bei uns geschehen. Der Staat ist bereit, dem Grundbesitzer, der namentlich an den noch bevorstehenden Folgen der Noth zu leiden haben wird, durch verzinsliche Darlehne aufzuhelfen; mehr kann er nicht thun. Für die arbeitenden Klassen werden Eisenbahn- und Chausseebauten bewilligt; damit ist Alles geschehen, was der Staat gewähren durfte und konnte. Das Weitere muß der Privathilfe überlassen bleiben."

„Nun ist aber ja gerade jetzt die gute Absicht der Regierung, den arbeitenden Klassen zur Thätigkeit und zum Erwerb Gelegenheit zu verschaffen, durch den inzwischen eingetretenen Frost vereitelt worden?" äußerte der Major.



„Leider, leider!“ rief der Regierungsrath. „Diese so plötzlich und mit so ungewöhnlicher Strenge aufgetretene Kälte macht den Erdboden zu Stein und verhindert alle Erdarbeiten schlechterdings. Es wird schlimm, sehr schlimm werden.“

„Das wollen wir nicht hoffen!“ wendete einer der jüngeren Offiziere ein. Sobald die Kälte nachläßt, ist auch der Calamität die Spitze abgebrochen, und die Noth wird ein Ende haben.“

„Wir stehen im December, nicht wahr?“ entgegnete der Regierungsrath mit Lebhaftigkeit. „Das heißt also: wir haben den Winter noch vor uns. Wie nun, wenn die Kälte nicht nachläßt? — Und selbst im günstigsten Falle sind die Nachwehen der Noth fast ebenso schlimm wie diese selbst. Woher sollen im Frühjahre, das noch in so weiter Ferne vor uns liegt, die zum Saatkorn nothwendigen Vorräthe genommen werden, da das wenige eingeerntete und alles eingekaufte Getreide bis aufs letzte Körnchen längst verbraucht ist? Wie es auch kommen mag, so werden die Leistungen des Landes für Ostpreußen im Frühjahr jedenfalls die größten und umfassendsten sein müssen.“

„Sollte nicht“, ließ sich eine Stimme aus der Ecke der Tafel hören, „der Staatsschatz zur gründlichen Beseitigung der Noth zu verwenden sein? Der Staatsschatz ist jedenfalls zum Schutz der Staatsbürger bewilligt worden.“

Ein unwilliges Gemurmel erhob sich unter den Offizieren, und halblaute Aeußerungen wurden vernehmbar, die für den unberufenen Sprecher nicht gerade schmeichelhaft klangen, als Georg vermittelnd dazwischen trat.

„Sie haben“, begann er, nachdem er erwartungsvoll nach der Thür geblickt hatte, „ein Thema berührt, das gerade jetzt in den Zeitungen mit großer Leidenschaftlichkeit besprochen wird und deshalb billigerweise aus unserm Kreise verwiesen werden sollte. Wie mir scheint (wenn ich meine persönliche Meinung unbefangen äußern darf), darf die Regierung den Staatsschatz nur zu Zwecken der Landesvertheidigung verwenden, denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das Parlament ihn vor einem Jahre zu diesem Zwecke und keinem andern bewilligt hat. Dennoch könnte die Regierung in durchaus ruhigen Zeiten mit Zustimmung der Volksvertretung (falls dieselbe erforderlich) eine Ausnahme machen; in unserer Zeit der Gährung aber, wo der ganze Himmel voll von Wetterwolken hängt, muß das Land Gewehr am Fuß halten und den Staatsschatz unangetastet lassen, damit wir im Falle eines Kriegsausbruchs die erforderlichen Mittel zur Abwehr gleich bereit haben.“

Die Aeußerungen des Beifalls, den fast alle Anwesenden dem Sprecher zollten, verstummten plötzlich, denn so eben trat ein junger, elegant gekleideter Mann ins Zimmer und näherte sich grüßend dem Tisch. Georg schüttelte ihm die Hand und trat mit einem Briefe, den ihm der neue Ankömmling reichte, bei Seite. Währenddem nahm S.... — denn dieser war es — unter den Anwesenden Platz, und die auf einen Augenblick unterbrochene Unterhaltung nahm ihren Fortgang.

„Die Nachrichten aus Ostpreußen lauten schlimm, meine Herren“, begann S...., indem er sich ein Glas Rheinwein einschenkte. „Ich erfahre so eben auf telegraphischem Wege aus I...., daß der diesen Morgen von

hier abgegangene Bahnzug unterwegs im Schnee stecken geblieben ist. Aehnliche Nachrichten laufen aus allen Theilen des Landes ein (so weit die Telegraphenleitungen nicht selbst zerstört worden sind, denn das ist auch vielfach der Fall); die während der letzten Tage wüthenden Schneestürme haben also das Unheil angerichtet, das ich voraussah."

„So groß wird doch das Unheil nicht sein!" meinte einer der Anwesenden. „In wenig Tagen ist die Verbindung wieder hergestellt."

„Ganz gewiß," erwiederte S....., „und ich rede hier auch nicht von den Unannehmlichkeiten, die eine plötzliche Verkehrsstockung stets im Gefolge hat; diese lassen sich beseitigen, und ihre Folgen sind in wenig Tagen verwischt. Wie ist es aber jetzt, wo tausende wichtiger Sendungen, wo Aerzte und Krankenwärter nach Ostpreußen unterwegs sind? Da Ostpreußen nun im Verhältniß die wenigsten Eisenbahnen besitzt, so ist das Unglück noch größer; denn Eisenbahnen lassen sich rascher vom Schnee reinigen als die weit verzweigten und oft wenig bebauten Heerstraßen."

„Mich trifft dies Mißgeschick ganz besonders", meinte Georg, der seinen Brief zusammengefaltet hatte und wieder an den Tisch trat. „Die Getreidesendungen, die ich in diesen Tagen abgehen lassen wollte, erleiden nun eine bedeutende Verzögerung. Das ist aber noch nicht Alles", fuhr er zögernd fort, als Alle ihn fragend und bestürzt ansahen, da ihnen eine plötzliche Bläſſe ihres Freundes auffiel. „Es ist wahr, daß hier und da bereits typhöse Krankheiten aufgetreten sind; auf unserem Landgute zum Beispiel und in unserer Gegend überhaupt sind mehr als zwanzig Menschen erkrankt. — Sie entschuldigen, meine

Herren, wenn ich Ihnen für diesen Abend meinen Freund B.... entführe; der Brief hier enthält für uns sehr besorgliche Dinge."

„Wir alle bleiben nicht, wenn Sie fortgehen," entgegnete der Regierungsrath, indem er sich rasch erhob und die Uebrigen seinem Beispiele folgten. „Hoffentlich, Herr Baron, werden Sie uns aus Ihrem Briefe mittheilen, was etwa für unser Hilfscomité von Interesse wäre."

„Zuverlässig, Herr Regierungrath," sagte Georg, indem er dem alten Herrn herzlich die Hand drückte, sich den Anwesenden empfahl und mit seinen beiden Freunden das Zimmer verließ. Auch die Zurückgebliebenen trennten sich bald.

Auf dem Hausflur forderte Georg seine Begleiter kurz auf, mitzukommen. Zu weiteren Gesprächen wäre auch Ort und Zeit nicht günstig gewesen, denn kaum waren sie auf die Straße hinausgetreten, um den Weg über den Gensdarmenmarkt durch die Leipzigerstraße nach dem Potsdamer Thor einzuschlagen, so umhüllte sie ein dichtes, durch den rauhen Oststurm aufgewirbeltes Schneegestöber. Langsam schritten sie, ohne eine bei der Wuth des Windes doch verlorene Unterredung zu versuchen, ihres Weges dahin, bis sie vor einem eleganten Hause in der Potsdamerstraße Halt machten. Sie bestiegen die Treppen zur ersten Etage und betraten ein hübsch eingerichtetes, nach der Straße zu belegenes Zimmer. Es wurde Licht gemacht, und S.... schürte das im Kamin gemach verglimmende Feuer kräftig an, indeß Georg Licht machte, den Brief auf den Tisch warf und gedankenvoll auf und ab ging. Der junge Dragoneroffizier nahm den Brief in die Hand, zögerte aber zu öffnen, bis Georg ungeduldig ausrief:

„Lest Beide! Ich brauche S.... kein Geheimniß aus dem Inhalt zu machen.“

Eine Pause tiefen Schweigens trat ein. Georg ging mit verschränkten Armen und nachdenklich auf und ab; die Freunde lasen eifrig, bis zuletzt der junge Offizier den Brief heftig zusammenfaltend und auf den Tisch werfend ausrief:

„Das ist übertrieben, mehr als übertrieben! Deine Verlobte, Georg, meine Schwester, eine Krankenwärterin für Typhuskranke! Das lebensfrohe Mädchen ein freiwilliges Opfer eines gewissen Todes! — Aber Du, Georg, stehst da mit übereinander geschlagenen Armen und starrst auf den Boden, als ob Du das Viereck im Cirkel herausfinden wolltest! Sieh auf, Mensch, und schaffe Rath! Was ist da zu thun?“

„Meinst Du, mich ließe die Sache gelassen, weil ich mich ruhiger äußere als Du? Höre die Stelle des Briefes noch einmal und denke nach! Hier steht: „Das Elend in unserer Umgegend, mein geliebter Sohn, ist viel rascher gestiegen, als ich selbst geahnt habe; es ist mit Worten nicht zu beschreiben. Seit den wenigen Wochen, die Du in Berlin verlebst, hat die Noth die Blüthe unseres Landes rasch zum Verdorren gebracht.... Die größte Noth lastet natürlich auf der arbeitenden Bevölkerung und dem kleinen bäuerlichen Besitz; sie ist um so größer, als ein Jeder sein dienendes Personal wo möglich abschafft und so die Zahl der Arbeitslosen und Hungernden vermehrt ..... Die Lage der Städte ist wohl verzweifelt genug, und zahlreiches Proletariat vom Lande verstärkt die Reihen der darbenden Städter; aber die Communicationen und der Verkehr erleichtern ihnen doch die Beschaffung des Noth-

wendigsten. Wir dagegen, von größeren Städten und bedeutenderen Land- und Wasserstraßen entfernt und durch den unaufhörlichen Schneefall und die erstarrende Kälte von aller Welt abgeschnitten, sind in einer trostlosen Lage. Jeder giebt, was er kann, und auch unsere mühsam gesammelten Vorräthe sind nun fast ganz verbraucht; verschafffst Du, mein Sohn, uns nicht rasch neue und ausreichende, so wird die Noth entsetzlich....“

„Und gerade jetzt sind die Chausseeen und Bahnen verschneit!“ unterbrach S.... den Lesenden. Georg nickte bejahend und fuhr fort zu lesen:

„Die rasche Zunahme der Hilflosen, die nicht minder rasche Abnahme der Mittel und andere Umstände haben denn auch auch bei uns eine typhöse Krankheit zum Ausbruch gebracht. Es mußte so kommen! Wo hunderte von Menschen im strengsten Sinne des Wortes darben und froh sind, die widrigsten Dinge, von denen sie sich sonst mit Abscheu abgewandt hätten, als Lebensmittel zu verwenden, wo die Kraft des Familienvaters durch den Mangel aufgerieben und er unfähig geworden ist, seiner Familie auch nur das Allernothdürftigste zu ihrem Unterhalt zu verschaffen, wo vollends eine fürchterliche Kälte das Blut in den Adern schier gerinnen läßt, — da müssen wohl Krankheiten epidemischer Art das Maß des Elends vollmachen. Bei den Kindern der Losleute und kleinen Eigenkäthner hat sich eine typhöse Krankheitserscheinung zuerst gezeigt. Die Eltern der meisten sind nur noch im Stande, den Kindern eine Mahlzeit des Tages zu gewähren; viele gar nicht mehr. Daher sind denn auch die Kinder aus dem warmen Schulzimmer, wo sie bis zur vierten Mittagsstunde, die ihnen die einzige, traurige Mahlzeit

bringt, stumpfsinnig und gleichgiltig für den Unterricht verharren, durch keine Mittel zu entfernen; ja, es ist schon vorgekommen, daß Kinder während der Schulstunden vor Hunger ohnmächtig geworden sind.

Bei diesem Elend darf ich sagen, daß ich meine Pflicht thue, wie es einer Unterthanin meines Königs geziemt; ebenso ist das treue Wirken unsers Pfarrers wie unsers Lehrers über alles Lob erhaben. Diesen wackern Leuten ergeht es jetzt traurig genug. Genügten früher ihre Einkünfte für ihren Lebensunterhalt vollständig, so hat das jetzt längst aufgehört. An den Pfarrer, an den Lehrer — und an die Gutsherrschaft wendet sich jetzt jeder Darbende; wir sollen retten, helfen, wir sollen Rath schaffen. Und wir thun, was ein Mensch möglich machen kann. Aber das von mir Eingeerntete und alles seitdem Eingekaufte habe ich längst dahingegeben; und so erwarte ich denn von Dir, mein Sohn, daß Du Rath schaffst. Kaufe Getreide um jeden Preis; und sollte ich auch unser bis jetzt noch schuldenfreies Gut mit Schulden belasten, so wird es geschehen; ein preußischer Edelmann giebt Alles hin, ehe er seine Unterthanen darben läßt.

Wenn ich als Mutter Dir sage, daß Deine Verlobte, unsere geliebte Luise, sich der Pflege unserer Kranken freiwillig angenommen hat, so wirst Du als Mann und als Preuße Dich in Muth fassen. Die Eltern unserer Luise haben es, wenn auch in stillem Schmerz, bewilligt; und auch ich hatte keinen Einwand, so gern ich ihn auch gefunden hätte. Unsere Kranken, für die ich im Schlosse ein kleines Lazareth habe einrichten und einen tüchtigen Arzt habe holen lassen, bedürfen der Pflege gebildeter Frauen. Der Arzt, ein tiefgebildeter und hingebender Mann, ist

stolz auf Deine Verlobte, die von den Kranken wie ein Engel verehrt wird; sei auch Du auf das herrliche Mädchen stolz, mein Sohn! . . . . ."

„Daß ich unter diesen Umständen morgen oder jedenfalls übermorgen abreise", fuhr Georg, den Brief in seine Brieftasche legend, fort, „wird euch natürlich vorkommen. Nichts soll mich weiter aufhalten."

„Aber ich", fiel ihm der junge Offizier ins Wort, „kann mich nicht damit einverstanden erklären, daß meine Schwester, Deine Braut, Georg, zu einer Krankenwärterin gemacht worden ist! Hätten dasselbe nicht bezahlte Dienstboten leisten können? Wenn nun Luise den ungewohnten Anstrengungen erliegt und selbst erkrankt?"

„Noblesse oblige, mein Freund", entgegnete Georg, die heftige Bewegung, in welche die letzten Worte des Freundes ihn gestürzt hatten, gewaltsam niederkämpfend. „Auch unsere Königin ist zur Kriegszeit an das Schmerzenslager unzähliger Verwundeter, die theilweise in schweren Fiebern lagen, getreten und hat wenig danach gefragt, ob auch ihre Gesundheit leiden könnte. Mag meine Braut handeln, wie ihre Königin! Stolz bin ich darauf, daß ein solches Mädchen einst mir angehören soll."

„Du hast Recht", erwiederte Eugen und drückte seinem Freunde die Hand. — „Drum reise ich mit, wenn ich Urlaub erhalte. Aber wie sollen wir reisen, wenn die Eisenbahn verschneit ist?"

„Ihr fahrt, denk' ich, mit der Eisenbahn bis Kotomierz," rieth S......, „und nehmt von da aus einen tüchtigen Schlitten. Bis Kotomierz ist auch die Bahn frei; sobald sie ganz vom Schnee gereinigt ist, schicke ich

Dir, Georg, nach, was Du an Getreide gekauft hast. Du kannst Dich auf mich verlassen."

„Ich weiß, daß ich das kann, lieber S......, und nehme Deinen Vorschlag an. So laßt uns denn gehn und Alles für die Reise vorbereiten. Ich gehe und besorge Alles, was wir brauchen."

„Ich gehe zu meinem Obersten und hole mir den Urlaub", fügte Adolf hinzu. „Wollen wir uns am Abend wieder bei J.... treffen?"

„Ich bin's zufrieden."

„Wenn es möglich ist", entschied Georg, so kommen wir alle. Auf Wiedersehen also!"

Ein Reisetag.

Es war am Sonntag vor Weihnachten, als ein Schlitten aus Kotomierz fuhr. Noch war die Sonne nicht aufgegangen, und alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß sie für diesen Tag überhaupt nicht aufgehen würde; denn es strömten wieder die Schneeflocken in Massen von dem grauen Himmel hernieder. Die Laternen brannten noch, aber düster; es war, als ob die Ungunst des Wetters ihnen sogar das Leuchten verleidet hätte. Noch ließ sich kein Mensch sehen; nur ein einsamer Nachtwächter suchte schweren Trittes seine Behausung auf, und ein berittener Gensdarm ritt müde zum Thore herein und blickte mit gerechter Verachtung auf einen kleinen Rollwagen, der, von einem erschöpften Ziehhunde gezogen, die himmelblaue Milch zur Stadt brachte.

Der oben erwähnte Schlitten war offenbar zu einer längeren Reise eingerichtet. Er war nicht elegant, aber

um so dauerhafter gebaut. Auf starken, vorn ausgeschweiften Stahlreifen erhob sich das kräftige, innen stark ausgepolsterte und mit Leder überzogene Gestell. Drinnen saßen zwei junge Männer, beide im Civil; vorn der Kutscher. — Es sind unsere Freunde Georg und Adolf, und der Kutscher ist der Offiziersbursche Adolfs, im Rosselenken eben so erfahren wie im Reiten. Adolf hat seinen Urlaub auf einige Wochen glücklich von seinem humanen Obersten erhalten, und so sind denn die beiden jungen Leute, mit allem Nöthigen reichlich versehen, auf der Reise in die Heimat begriffen.

Als eben der Schlitten aus dem Thore auf die Heerstraße hinausbiegt, trägt der Sturm volle Glockenklänge von den Thürmen der Stadt herüber: sie verkünden den vierten Adventssonntag. Die ernsten Blicke der jungen Edelleute heitern sich etwas auf; ihnen ist, als ob die Glocken, die in der Stadt die gläubigen Christen zum Hause des Herrn rufen, ihnen eine trostvolle und hoffnungsreiche Verheißung auf den Weg zuriefen.

Die beiden tüchtigen Pommern vor dem Schlitten greifen schnaubend und wiehernd aus, und flugs entschwinden den Blicken der zurückblickenden Reisenden die Thürme und die Häuser von Kotomierz in dem grauen Nebel, der sich immer dichter auf den öden Feldern lagert und nur von Zeit zu Zeit die soeben hinter den Wolken aufgestiegene Sonne mit schwachem Schimmer durch seine Schleier blicken läßt. Die Sonne ist offenbar nicht aufgelegt, an die in todter Erstarrung daliegende Erde ihre Strahlen zu verschwenden, denn rasch zieht sie sich wieder hinter die Wolken zurück und läßt die Erde im finstern Dunkel.

So fahren sie in die winterliche Oede hinein, jeder seinen Gedanken überlassen. Und die Landschaft bietet Nichts, das geeignet wäre, ihr Sinnen auf die Außenwelt abzulenken; denn je weiter sie kommen, desto trostloser wird die Gegend. Die Landstraße liegt todtenstille; nur selten fliegt der Schlitten an einem einsamen Hause vorbei. Die Bäume, die in langen Reihen die Chaussee säumen, strecken ihre blätterlosen Zweige, in denen der Wind pfeift, gespenstisch in die verdunkelte Luft hinauf; hier und da flattert, von dem Schnauben der daherstäubenden Rosse aufgeschreckt, eine Krähe mit heiserem Gekrächz in die Höhe und fliegt mürrisch über die unwillkommene Störung eine kleine Strecke weit, um sich geräuschlos wieder hinter eine Schneewehe zu ducken. In unmittelbarer Nähe scheint sich der Horizont dem Himmel anzuschließen; wohin das Auge schaut, blickt es auf ein monotones Weiß und schließt sich müde und träge.

Eine geraume Zeit geht die Fahrt so weiter; keiner der Reisenden ist aufgelegt, die schläfrige Stille zu unterbrechen. Endlich zieht Adolf die Uhr heraus. „Erst ein Viertel vor Elf!“ murrt er ungeduldig, indem er die Uhr wieder in die Tasche steckt. „Geht das so fort, und zeigt der Himmel nicht bald ein freundlicheres Aussehen, so geht mir mein Humor auf dieser Reise völlig in die Brüche.“

„Geduld, Freund!“ tröstete ihn Georg. „Hast Du auch so gemurrt, als Dir der Wachtmeister zum ersten Male das Exercirreglement vortrug?“

„Das war etwas ganz Anderes“, versetzte Adolf verdrießlich. „Wo ich mich (sei es körperlich oder geistig) anstrengen kann, empfinde ich keine Langeweile. Aber hier

festsitzen und in diese unerträglichen Schneemassen hinausblicken, bis uns die geblendeten Augen schmerzen, geht mir über den Humor.“

„Mach's wie unser Johann da vorn und vertreibe Dir die Langeweile durch eine Cigarre“, rieth Georg, indem er sein Etui herauszog, dann sein Feuerzeug zur Hand nahm und nach einigen verunglückten Versuchen glücklich den Zunder in Brand setzte. Der junge Offizier murrte noch, langte aber doch zu, und allmälig heiterte sich sein verdrossenes Gesicht auf, als die blauen Rauchwolken in die Höhe stiegen und von dem sich mildernden Winde immer langsamer nach hinten gejagt wurden.

„Wunderbar, was für einen besänftigenden Einfluß der Cigarrenrauch auf unsere Sinne ausübt!“ hob Adolf nach einer kleinen Weile gesprächig an. „Man sollte fast meinen — — Aber welch ein donnerndes Getöse!“ unterbrach er sich plötzlich selbst. In der That ließ sich nicht weit entfernt ein donnerndes Krachen vernehmen, einem entfernten Rottenfeuer vergleichbar.

„Wir fahren gleich über ein kleines Wasser, Herr Leutnant,“ meinte der auf dem Kutscherbock sitzende Johann, indem er respectvoll seine Pfeife aus dem Munde nahm und nach vorn wies. „Das Eis zieht sich in der Kälte zusammen.“

Johann hatte Recht; in kurzem fuhr der Schlitten über eine hölzerne Brücke, die sich, kaum sichtbar, über ein Flüßchen spannte. Bald wurde das Krachen schwächer und schwächer, und bald verstummte auch das kaum begonnene Gespräch, bis endlich Adolf seinen Freund hastig fragte:

„Sieh, wie dunkel es vor uns wird! Sollte das eine Anhöhe sein?“

„Schwerlich“, war die Antwort.

„Es ist vielleicht ein Wald, durch den die Chaussee führt. Schau, wir kommen rasch näher!“

Der Forst, der sich, soweit die Blicke gingen, gleich einer dunklen Wand aufzuthürmen schien, nahm die Reisenden auf. Aber auch hier dasselbe düstre Schweigen; nur der Wind ließ die gewaltigen Rüstern und Buchen in dumpfer Melodie aneinanderrauschen. Auf den Tannen, die sich in Reihen den nach rechts sanft ansteigenden Boden hinaufzogen, lagerte der Schnee in dichten Massen. Bisweilen fuhr der Wind in kurzen Stößen dazwischen; dann schüttelten die Tannen unwillig ihre Last ab, und in weißen Wolken wirbelte ein Theil des Schneees den Abhang hinunter. Ein heftiges Gebell schreckte die halb eingeschläferten Reisenden auf, und plötzlich brachen drei gewaltige Hunde aus dem Walde hervor und den Pferden entgegen, die scheu zurückprallten und nur durch Johanns kräftige Fäuste vom Durchgehen abgehalten wurden. Adolf, der in der ersten Ueberraschung die Hunde für Wölfe nahm, griff zu seinen Pistolen, aber Georg hielt ihn ab mit den Worten:

„Keine Uebereilung, Freund! Das sind Jägerhunde, und der Herr der Thiere wird sich wol in der Nähe befinden.“

In der That ließ sich eine zornig befehlende Stimme hören, welche die Hunde zurückrief, und zwischen den Bäumen hervor trat ein in Pelz gehüllter Mann, die Büchse in den Armen.

„Entschuldigen Sie den Eifer meiner Kläffer, ihr Herren“, sagte der Mann im Pelz gutmüthig, indem er, die Hand an die Mütze legend, grüßend an den Schlitten trat.

„Die Hunde sind jetzt so wenig an durchpassirende Fuhrwerke gewöhnt, daß man ihnen ein wenig Gebell schon zu gute halten muß. Hoffentlich sind Ihre Pferde nicht beschädigt worden?“

„Durchaus nicht“, nahm Adolf das Wort, der sich seines augenblicklichen Erschreckens schämte. Sie sind Förster?“

„Zu dienen, meine Herren. Ich bin der Unterförster G.... auf D.... Wohin geht die Reise, wenn ich fragen darf?“

„In unsere Heimath in Ostpreußen“, antwortete Georg, indem er aus der Reisetasche eine Flasche feurigen Madeira nahm, einen Becher füllte und ihn nebst einer Cigarre dem Frager reichte, der, sich verbeugend, Beides annahm und den geleerten Becher mit den Worten zurückgab:

„Danke bestens, meine Herren, herrlicher Trank das! — Sie reisen mit dem Schlitten, weil die Bahn verschneit ist? Daran thun Sie wol. Wie ich gehört habe, sind die Arbeiten in vollem Gange, um die Bahn frei zu machen; es kann aber wohl ein Paar Tage dauern, ehe man damit zu Stande kommt.“

„Wann kommen wir in I......... an?“ fragte Eugen.

„Fahren Sie tüchtig zu“, war die Antwort, „so sind Sie in zwei Stunden dort. Ich rathe Ihnen, dort für heute zu bleiben; wenn mich meine Erfahrung

nicht täuscht, so giebt es in kurzem noch einen schlimmen Schneefall."

„Dann thun wir allerdings am Besten, für heute in J......... Station zu machen", meinte Georg. „Fahr zu, Johann! Guten Abend, Herr Förster."

„Guten Abend, meine Herren!"

Mit diesen Worten pfiff der Waldmann seinen Hunden, die Miene machten, dem davoneilenden Schlitten nachzusetzen; dann nahm er seine Büchse auf die Schulter und schritt in den Wald zurück.

Verschiedenartige Patrioten.

Im Gastzimmer des Wirthshauses „zum goldnen Bären" in J......... saß diesen Abend eine kleine, aber auserwählte Gesellschaft beisammen. Dicht am Ofen saß der Schuldirektor, Dr. H...., ein alter Herr mit einer großen blauen Brille auf der starken Nase; bei ihm saß Dr. M........, Mitarbeiter einer progressistischen Zeitung, in einem Frack, der stark an Altersschwäche litt: ein Conterfei des biedern „Schmock" in G. Freytags „Journalisten", dem einzigen deutschen Lustspiel der neuesten Zeit. Gegenüber saß der stud. med. H...., ein Verwandter des Herrn Direktors, bei dem er die Weihnachtsferien zuzubringen gedachte. Der Jünger des Aesculap producirte sich in Kanonen und im Cerevis und Band; warf man auf den „Cirkel" des Cerevis einen Blick, so sah man, daß der Träger einer progressistischen Verbindung angehörte. Wenn auch in dem etwas schlaffen Antlitz des jungen Studenten eine sichtbare Erinnerung an den überschäumenden akademischen Muth fehlte, so genügten doch

Kanonen, Band und Cerevis vollkommen, um vor den Philistern der ehrsamen Stadt J.......... zu renommiren. — Das Gespräch drehte sich, wie zu der Zeit in allen Wirthsstuben, um den ostpreußischen Nothstand.

„Ja, ja, meine Lieben", ließ sich Herr Dr. H.... vernehmen, ich las diesen Morgen mit den discipulis in meiner Pensionsanstalt den „Perikles, Prinz von Tyrus" unsers unsterblichen Shakespeare, woselbst sich eine herrliche Beschreibung eines in Hungersnoth verfallenen Volkes findet mit den Worten:

„These mouths, whom but of late, earth, sea, and air,
Were all to little to content and please,
Although they gave their creatures in abundance,
As houses are defil'd for want of use,
They are now starv'd for want of exercise:
Those palates, who not yet two summers younger,
Must have inventions to delight the taste,
Would now be glad of bread, and beg for it;
Those mothers who, to nousle up their babes,
Thought nought too curious, are ready now,
To eat those little darlings whom they lov'd.
So sharp are hunger's teeth, that man and wife
Draw lots, who first shall die to lengthen life:
Here stands a lord, and there a lady weeping;
Here many sink, yet those who see them fall,
Have scarce strength left to give them burial."

Als Dr. M.... eben den Mund öffnete, um dem Herrn Direktor das gebührende Lob über seine Belesenheit zu ertheilen, ging die Thür des Zimmers auf, und der Wirth führte zwei Fremde herein. „Belieben Sie hier zu verweilen, meine Herren", bat er unter wiederholten Ver-

beugungen, „bis Ihr Zimmer in Bereitschaft gesetzt und durchgewärmt ist. Ich hatte eben diesen Abend nicht mehr auf Besuch gerechnet.“

„Gut“, erwiederte Georg (wir haben gewiß schon gemuthmaßt, wer die beiden Ankömmlinge sein würden), „aber beeilen Sie sich ein wenig. Wir wollen in der Frühe fort“. Mit diesen Worten nahm er seinen Pelz ab und hängte ihn an den Nagel, indeß Adolf seinem Beispiele folgte. Dann nahmen sie schweigend an einem seitwärts stehenden Tischchen Platz, wo sie von den bisherigen Inhabern des Zimmers angelegentlichst gemustert wurden.

Da die Fremden aber keine Miene machten, ein Gespräch anzuknüpfen, so entschloß sich der etwas neugierige Herr Direktor, die Veranlassung vom Zaun zu brechen. Er erhob sich also, als er sah, daß Georg sein Etui herausnahm, ging auf ihn zu und reichte ihm seine brennende Cigarre mit den höflichen Worten: „Ist gefällig?“

Georg betrachtete den Dienstfertigen verwundert und unschlüssig, nahm dann aber die angebotene Cigarre dankend und zündete sich die seinige an. Nun war die Bresche geschossen.

„Die Herren kommen vielleicht aus Berlin?“ war die einleitende Frage, welcher der Herr Direktor noch viele nachzusenden gedachte. Georg, den die Neugier des Fragers verdroß, antwortete kurz: „Ja.“

Der alte Herr ließ sich indeß nicht abschrecken. „Was ist Neues vorgefallen, meine Herren?“ Georg dachte alle weiteren Fragen durch die wenigen Worte überflüssig zu machen: „Wir sind Ostpreußen und reisen in unsere Heimat.“ Damit kam er indeß von der Skylla in die Charybdis; denn nun mischte sich der Dr. M.... ins Gespräch.

„Ostpreußen sind die Herren?“ rief er lebhaft; „Das trifft sich ja herrlich. Ich reise auch dahin. Ich bin der Berichterstatter der .....zeitung“ und soll mich selbst von dem Elend in Ostpreußen überzeugen.“

„So?“ nahm Adolf das Wort. „Da dürfte sich die Regierung wol vor Ihrer Feder in Acht nehmen müssen?“

„Natürlich, mein Verehrtester, natürlich!“ erwiederte der Doktor geschmeichelt. „Was trifft sich für die Partei, deren Interessen ich vertrete, Gelegeneres als die ostpreußische Calamität?“

„Man sollte denken, daß alle Parteien ohne Ausnahme sich einzig die Unterdrückung der Noth müßten angelegen sein lassen?“ erwiederte Georg gelassen.

„Gewiß, gewiß“, war die Antwort. „Wir sammeln auch, das versteht sich, und ermangeln nicht, das Licht unserer Wolthätigkeit nach Kräften leuchten zu lassen. — Könnten mich die Herren nicht mit Material unterstützen? Wir würden sehr dankbar sein ...“

„Wir bedauern, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können“, antwortete Adolf stolz, „wir sind Preußen.“

„Das sind wir auch —“ mischte sich der Studiosus ins Gespräch; Eugen aber unterbrach ihn, indem er das Band auf seiner Brust lorgnettirte: „Das ist bei Ihnen nicht sonderlich vorauszusetzen — —“

Aber auch Adolf kam nicht dazu, seinem Grolle Luft zu machen, denn Georg erhob sich mit den ernsten Worten:

„Sie sehen, meine Herren, daß wir Ihnen nicht dienen können. Ich, der ich zu den Gemäßigten gehöre —“

„Desto schlimmer!“ brummte der Student vor sich hin. Georg fuhr fort, ohne von ihm Notiz zu nehmen: „— kann Ihnen versichern, daß ich den Nothstand, der meine Heimat schwer betroffen hat, unbefangen ansehe. An dieser Calamität trägt Niemand die Schuld; einzig der Ungunst der Natur und dem Zusammentreffen unglücklicher Verhältnisse ist sie zuzuschreiben. So ist es denn eines Jeden Pflicht, die Noth der betreffenden Provinz lindern zu helfen, und ich glaube gern, meine Herren, daß auch Sie den besten Willen dazu haben. Aber vereiteln Sie nicht selbst diesen schönen Zweck, wenn Sie die Bedrängniß des Landes benutzen, um die Auktorität unserer ruhmvollen Regierung zu untergraben und dem Landesvater das Vertrauen seiner Landeskinder zu entwenden? Zeigen Sie sich patriotisch und tilgen Sie aus, was Sie am Lande schon so schwer gesündigt haben. — Guten Abend, meine Herren!“

Die beiden Freunde begaben sich auf ihr Zimmer.

In der Hütte.

Welch eine Winterlandschaft! In unendlicher Ferne dehnt sich das flache Land aus, nur hin und wieder von niedrigen Höhenzügen unterbrochen und dunklen Forsten. Der rothe Stral der Mittagssonne blitzt mit tausend Farben in den zahllosen Krystallen des Schnees und des Reifs, der dicht auf den dürren Aesten der Bäume lagert. Es glüht der blaue Himmel, gegen Westen in Purpur gemalt, und gelinde streicht der Windhauch, mitunter zu heftigeren, aber kurzen Stößen anschwellend, über die Ebene. Das Eis, das die im Frühling so fröhlich rauschende Alle*) deckt, liegt unter dichten Schneemassen vergraben; nur hie und da hat ein scharfer Windstoß die weiße Decke gelüftet, und da blitzen die Eiskrystalle, blau wie der Himmel da droben.

Wol ist es schön, an einem herrlichen Wintertage auf einem guten Schlitten, trefflich gegen die Kälte verwahrt und mit allem Nothwendigen reichlich versehen, durch eine Schneelandschaft über gutgebahnte Straßen hinzufliegen. Da schöpft sich's frischer Athem, da pulsirt das Blut lebhafter in den Adern, und die Wangen röthen sich vor der frischen Kühle und dem kräftigen Wind, der übermüthig über Schnee, Wald und Stoppeln einherbraust. Und hat man die Winterluft zur Genüge gekostet, beginnt der Frost durch die Hüllen, Decken und Teppiche einzudringen und Füße und Hände in eine unangenehme Erstarrung zu versetzen, dann tragen uns flinke Pferdebeine in sausendem Galop zurück in die Stadt, und im warmen Zimmer, wo der Theekessel auf dem Tisch seine einförmige Melodie singt und im Ofen das Feuer prasselt, rühmt man die Herrlichkeiten einer Schlittenfahrt und lehnt sich behaglicher in den Lehnstuhl zurück, wenn draußen der Wind die Fenster schüttelt und zuweilen den Schlot hinunterfährt, daß die Glut zur Ofenthür dampfend herausschlägt.

Aber wenig zu beneiden ist der Reisende, der tagelang im Schlitten durch verschneite und bahnlose Straßen

*) Die Alle, in den Pregel mündend. In der Nähe Großjägerndorf, wo Aprarin das kleine Heer der Preußen unter Lehwald überwältigte (1757); am Flusse Friedland, wo die Russen unter Bennigsen im Kampfe gegen Napoleon erlagen (1807).

sich mühsam den Weg schafft, allen Unbilden der Witterung die Stirn bieten muß und nicht weiß, ob ihn am Abend ein schützendes Dach aufnimmt. Zu beklagen vollends ist er, wenn er mühsam ein Land durchzieht, das dem Elend des Hungers schier erliegt, wenn aus dem Auge der wenigen Wanderer, die ihm begegnen, nur hohlblickender Mangel ihm entgegenschaut und er am Abend, wo er in irgend einem einsamen Wirthshause ein Lager für die Nacht sucht, nichts vernimmt als Klagen, nichts sieht als Noth, Jammer und Verzweiflung.

So trüben Gedanken scheinen auch die Reisenden nachzuhangen, die der Schlitten dort, von den sonst so muntern Pferden träge und schwerfällig weiter gezogen, die verschneite Landstraße daherträgt. Wir erkennen sie wol; es sind unsere Freunde. Aber wie haben die wenigen Reisetage sie verwandelt! Georg sieht bleich und abgespannt aus; man merkt, daß die Dinge, die er auf seiner Fahrt erlebt hat, ihn finster und schwermüthig stimmen. Die fröhliche, ja übermüthige Laune, die Adolf, den jungen Cavallerieoffizier, sonst zum Liebling seiner Cameraden machte, ist ganz dahin; er sitzt, in eine Ecke des Schlittens gedrückt, wie zusammengesunken und scheint gegen Alles, das um ihn vorgeht, theilnahmslos. Nur der redliche Johann auf dem Bocke scheint seinen Humor noch nicht ganz eingebüßt zu haben, denn er summt das Preußenlied von Zeit zu Zeit, bald leise, bald lauter vor sich hin, die Pferde antreibend, nnd gibt nur sorgsam Acht, daß ihm die Pfeife nicht ausgeht.

„Vorwärts, ihr ....!“ ruft er jetzt heftiger, als es sonst seine Art ist, den Pferden zu, die bei dem ungewohnt heftigen Ton seiner Stimme aus der Schläfrigkeit,

in die sie versunken scheinen, auffahren und in einen kurzen Trab fallen, um bald wieder in die alte, träge Weise zurückzugehn.

„Was gibt's, Johann?“ ruft Georg, durch den plötzlich schnellern Gang des Schlittens aus seinem Sinnen aufgeschreckt. — „O Nichts, Herr Baron. Wir müssen nur eilen, bald unter Dach und Fach zu kommen, eh' es losgeht.“

„Was soll losgehn?“ läßt sich Adolfs Stimme müde aus dem Schlitten hören.

„Es gibt Sturm, Herr Leutenant!“

„Sturm? Warum nicht gar! Sturm bei so heiterem Himmel?“

„Sehen Sie, wie sich der Himmel verändert?“ —

In der That war es nicht möglich, die Vorboten einer Witterungsänderung zu verkennen. Der Schein der ihrem Untergange sich rasch zuneigenden Sonne war düsterroth, die Luft zitterte, und ein fahles Bleigrau lagerte unterm Himmel. Wolken stiegen auf; gleich gewaltig zerklüfteten Gebirgen, deren gigantische Bildungen das Auge anstaunt, thürmten sich höher und höher, gegen Nordwesten noch von dem letzten, gemach erblassenen Purpur des Abends übergossen. Jetzt verschwand das letzte bleiche Roth, und stracks begann der Sturm, sein unheimliches Lied zu singen. Im Nu verschlang die einbrechende Nacht die matte Dämmerung, und ein fürchterliches Schneegestöber brach los, weiße Flocken den Pferden und Reisenden gerade ins Gesicht peitschend. Mühsam, immer mühsamer wurde die Fahrt; immer kläglicher stöhnten die Pferde. Johann stieg ab, um den Thieren die Arbeit zu erleichtern, und die Insassen des Schlittens folgten seinem Beispiele.

Es war eine schwere Mühsal, durch den fußhohen Schnee sich Schritt vor Schritt den zweifelhaften Weg zu bahnen, aber dennoch däuchte dieses Mühen und Ringen den Wanderern angenehmer als im Schlitten unthätig die ganze Schärfe der Kälte zu empfinden. Die Wuth des Sturmes nahm überhand, und die Finsterniß der Nacht, von keinem Schimmer des Mondes erhellt, machten das Vorwärtsschreiten in hohem Grade unsicher und gefährlich. Da fuhr es durch den Forst, in den die Heerstraße eben einbog, und mit donnerndem Krachen brach der Sturm eine alte Rüster um, die prasselnd in die Wipfel der nahestehenden Bäume fiel und, das Unterholz zerschmetternd, gerade vor die Hufe der Pferde stürzte. Entsetzt bäumten sich beide Thiere, und während die drei Wanderer, die dem Schlitten folgten, rasch herzueilten, verwickelte sich das eine Pferd in die Zweige des gefallenen Baumes, überschlug sich und stürzte stöhnend nieder. Entsetzt standen Georg und Adolf neben dem ächzenden Thiere, indeß Johann es untersuchte, vor ihm knieend und es vorsichtig betastend; kopfschüttelnd wandte er sich um und rief: „Eine Kugel ist das beste für das arme Ding. Es hat den rechten Vorderfuß gebrochen.“ Das heftige Umsichschlagen des Thieres und sein schmerzhaftes Stöhnen verrieth, daß Johann wahr gesprochen; so nahm denn Georg seine Pistolen aus dem Schlitten und schoß sie dem Thiere durch den Kopf. Es streckte sich lang aus und war todt.

„Nun können wir nicht wieder einsteigen“, sprach Georg, indem er die Pistolen wieder lud und in die Taschen seines Mantels steckte. „Das übriggebliebene Pferd wird Mühe haben, den leeren Schlitten durch den sich immer höher häufenden Schnee zu schleppen.“

„Seht ihr nirgends ein Licht, das uns die Nähe menschlicher Wohnungen andeutete?“ fragte Adolf müde. „Ich werde schläfrig.“

„Um Gottes willen nicht!“ unterbrach ihn Georg hastig. „Gib der Schlafsucht nicht Raum; sie ist tödlich! — Vorwärts!“

Mit diesen Worten schritt er rasch voran, und Adolf folgte ihm mit Aufbietung aller Kräfte, indeß Johann, das Pferd am Zügel führend, langsamer folgte. Doch auch Georg mußte seine ganze, ungewöhnliche Willenskraft zusammenraffen, um über die Müdigkeit, die sich seiner zu bemächtigen drohte, zu siegen, und der ernste Mann brach in einen Jubelruf aus, als er, anscheinend in großer Ferne, ein Licht, hin und wieder verschwindend, gleich einem rothen Sterne durch die Dunkelheit glänzen sah. Auch seine Gefährten erkannten das Licht und fühlten sich von neuem Muth belebt; sogar das Pferd schien die Nähe des schützenden Daches zu ahnen und drängte wiehernd vorwärts. Endlich hielt der Schlitten vor einem niedrigen Bauernhäuschen, an das sich ein kleiner Stall schloß, an. Die beiden Freunde öffneten die Hausthür und traten ein, indeß Johann das Pferd unterzubringen suchte.

Trostlos und öde sah es im Innern der Hütte aus. Das Ganze bildete einen Raum; der Heerd stand in der Mitte. Zwei kleine Verschläge deuteten Schlafkammern an. Auf dem Herde brannte ein schwaches Feuer, dem Verlöschen nahe; Rauch lagerte schwer in der Hütte, aber ohne Wärme.

Die Freunde blieben, eben eingetreten, staunend stehn, denn trotz des Geräusches, das das Oeffnen und Schließen verursachte, und trotz ihres wiederholten Rufes erfolgte

keine Antwort. Während sie noch zweifelnd standen, trat Johann ein, der das Pferd glücklich in dem Stall untergebracht hatte. Er wurde sofort hinausgeschickt, um ein Paket mit Kerzen aus dem Schlitten zu holen, dann schlug Georg Feuer, und alsbald verbreitete sich Helle über den ganzen Raum. Sie enthüllte eine traurige Gruppe.

Auf dem ärmlichen Lager in einem der Verschläge lag eine Frau, zwei Kinder umschlungen haltend, wie es schien, in tiefem Schlafe; zu Füßen des Bettes kauerte eine in Lumpen gekleidete Mannsgestalt an der Erde. Georg trat näher in der Meinung, die Leute lägen in tiefem Schlafe; aber erbleichend trat er zurück; die Armen waren ohnmächtig, wenn nicht todt; das sprach unverkennbar aus den eingefallenen, verstumpften Zügen. Hier that schleunige Hilfe Noth. Eiligst machte sich Georg daran, das Feuer auf dem Herde anzuschüren. Er sah sich nach Feuerung um, fand aber zu seiner Bestürzung, daß nichts mehr vorhanden war. So faßte er denn einen raschen Entschluß, zerhieb die nur noch schwach in ihren Angeln hangende Thür des unbewohnten Verschlages, und bald verbreitete das fröhlich aufprasselnde Feuer eine wolthuende Wärme. Johann hatte mittlerweile zwei Flaschen Wein aus dem Schlitten geholt; sie wurden in einen glücklich aufgefundenen eisernen Kessel geschüttet und zum Kochen über die Glut gesetzt; reichlich hinzugemischter Sago versprach eine stärkende Suppe.

Während Adolf das Feuer unterhielt, machte Georg an den Bewohnern der Hütte eifrig Belebungsversuche; einige Tropfen Wein, in die halbgeöffneten Lippen der Bewußtlosen gegossen, brachten endlich die gehoffte Wirkung hervor. Der Mann und die Frau erwachten unter

schmerzlichem Stöhnen und schienen sofort wieder in eine dumpfe Betäubung zurückzusinken; erst das klagende Geschrei des Kindes rief sie völlig ins Bewußtsein zurück. Unter lautem Weinen preßte die Mutter ihr Kind ans Herz, während der Mann sich langsam erhob und die Fremden mit gleichgiltigem Staunen betrachtete. Georg trat auf ihn zu und sagte mild:

„Wir kommen, scheint es, gerade zu rechter Zeit, Euch und Euer Weib und Kind dem Leben wiederzugeben. Warum fanden wir Euch in einem solchen Zustande?“

„Wie's kommt, Herr?“ entgegnete der Mann bitter, indem er doch einen sehnsüchtigen Blick nach dem brodelnden Kessel warf, dem ein wolthuender Duft entströmte. „Wie's kommt?“ fuhr er dann fort. „Vom Hunger. Wir haben seit dreißig Stunden Nichts gegessen.“

„So kommt nur vor allem und stärkt euch“, mahnte Georg, indem er den Kessel vom Feuer nahm und auf den rohgearbeiteten hölzernen Tisch setzte. Dann wandte er sich an den Eigenthümer der Hütte mit den Worten: „Habt ihr Teller oder Näpfe? Holt Eure Frau und Euer Kind her und eßt.“

„Das ist für uns, Herr?“ rief der Bedauernswerthe, indem er mit leidenschaftlichem Entzücken aufsprang. „O, Teller genug, mehr als genug!“

Seltsam war es zu sehen, wie der Halbverhungerte mit fieberhafter Angst zum Schrank eilte, mehrere irdene Teller und zinnerne Löffel (alles war sehr reinlich und sauber gehalten) herausnahm und sie eiligst auf den Tisch setzte. Dann holte er Frau und Kind herbei und ließ sie sich niederlassen. Die Frau sah zag und scheu zu den

Fremden empor; das Kind aber streckte begehrlich die Hände aus und begann laut zu weinen.

Als der arme Mann seiner Frau und seinem Kinde die stärkende Suppe auf den Teller gießen wollte, zitterte seine Hand dermaßen, daß sie den Löffel fallen ließ. So nahm ihm denn Georg den Löffel ab und verrichtete das Einschenken der Suppe selbst.

Mit welcher Hast die Ausgehungerten der stärkenden Nahrung zusprachen, ist nicht zu beschreiben. Es schien, als könnten sie nicht satt werden: erst nach dem dritten oder vierten Teller ließ der Hunger ab, an ihnen zu nagen. Mit Thränen in den Augen wandte sich nun der wackere Arbeiter zu seinen Gästen, die heute die Rolle des Wirths mit so gutem Erfolge übernommen hatten:

„Verehrte Herren, Sie haben mir Weib und Kind vom Verhungern errettet! Erhört Gott meinen heißesten Wunsch, so giebt er mir noch in diesem Leben Gelegenheit, Ihre Gutthat zu vergelten."

„Nichts von Vergeltung, mein Lieber", antwortete Georg; „wer seine Pflicht erfüllt, hat keinen Lohn zu fordern. Sagt mir lieber, wie es in dieser Gegend mit dem Nothstande aussieht!"

„Ach, traurig, lieber Herr, traurig! Was soll ich Ihnen anders sagen, als daß wir armen Losleute auf dem Lande buchstäblich am Hungertuche nagen? Kalte Stuben, Kinder und Erwachsene in Lumpen und hungernd, Klein und Groß als Bettler umherirrend, vor den Thüren fremder Leute ihr Hungerbrot erbettelnd, keine Arbeit, denn bei dieser Kälte ist nichts zu arbeiten, und in unserm Marke ist alle Kraft verdorrt, — damit haben sie ein kurzes, aber treffendes Bild von unserm Nothstande."

„Entsetzlich!" rief Adolf, aus dessen Antlitz alles Blut gewichen schien. „Aber sieht es denn allenthalben so trostlos aus?"

„Weiß nicht. Möglich, daß es an anderen Orten nicht so schlimm steht. Bei uns ist es so, das versichere ich Ihnen."

„Thun denn", fragte Georg, „die Behörden, thun die Gutsherren ihre Schuldigkeit?

„Weiß Gott, das thun sie", war die Antwort. „Die Behörden wie die Privatleute strengen sich aufs äußerste an, uns wenigstens dem Verhungern zu entreißen, und die Gutsherren geben das Letzte hin, um uns nicht darben zu lassen. Aber was hilft's? Wer jetzt sein nothdürftiges Auskommen hat, gilt für einen reichen Mann. Alles ist aufgezehrt, und selbst zu Wucherpreisen ist Nichts zu haben."

„Sind viele Krankheitsfälle vorgekommen?"

„Ja wol, genug. Sollen nicht Krankheiten entstehen, wenn sich Massen hungernder und entkräfteter Menschen bettelnd umhertreiben und sich mit den widerlichsten Nahrungsmitteln das elende Leben fristen? Der Hungertyphus ist schon da, wenn auch bis jetzt noch in einer milden Gestalt, wie mir der Doktor sagte."

„Könnt Ihr denn nirgend Arbeit finden?" fragte Adolf.

„Jeder, der Leute beschäftigt, dankt sie ab", war die Antwort, „weil er sie nicht ernähren kann; so wird denn die Zahl der Arbeitslosen ins Entsetzliche vergrößert. Nun wollte der Staat durch unsern Ort eine Chaussee bauen lassen und einer ganzen Anzahl von uns Arbeitern zu verdienen geben. Da tritt der Frost ein, und als die ersten Gräben gezogen werden sollen, ist der Boden hart wie Eis.

Wir hätten ebenso gut Eisen und Stein mit unsern Spaten und Beilen bearbeiten können, als die felsenharte Erde.“

„Wie wollt ihr aber so den Winter hinbringen?“

„Gott weiß es. Viele sind vom Lande in die Stadt gegangen, weil sie da leichtere Hilfe und bessern Verdienst zu finden vermeinten, aber Mancher ist schon zurückgekehrt. Die Städter leiden selbst Mangel genug.“

„Jetzt ist die gesegnete Zeit der Wucherer und Halsabschneider!“ rief Adolf heftig aus.

„Das ist leider nur zu wahr!“ war die Antwort. „Die Subhastationen und Zwangsverkäufe sind zahllos. Erst neulich ist in unserer Gegend ein Haus für einen Thaler verkauft worden.“

„Unglaublich!“ fielen die Zuhörer einmüthig ein.

„Es ist zuverlässig, was ich Ihnen sage. Auch in unserer Gegend haben wir einen Wucherer der schlimmsten Sorte. Herr Braunheim ist in dieser Zeit zum reichen Manne geworden, wenn er es nicht schon vorher war.“

„Braunheim?“ fragte Georg erfreut. „Der Mann ist mir bekannt. Nicht weit von dem Gute meiner Mutter, in dem Flecken J...... wohnte ein Wucherer, der Braunheim hieß.“

„Nicht fern von J......, sagten Sie, gnädiger Herr?“ fragte Jener. „Das liegt drei Stunden von hier.“

„Ist es möglich?“ rief Georg in frohem Erstaunen. „Das trifft sich ja herrlich! Aber, Adolf“, fuhr er, zu seinem Freunde gewendet, fort, „wie war das möglich, daß wir das nicht geahnt haben?“

„Halten zu Gnaden, Herr Baron“, ließ sich Johann von dem Herde her vernehmen, „das ist wol kein Wunder. Bei dem Wetter!“

„Du hast Recht, Johann“, entgegnete Georg hastig. „Aber nun, mein Lieber“, (wandte er sich an seinen Wirth) „könnt Ihr uns für diese Nacht beherbergen? Morgen in der Frühe fahren wir nach dem Gute meiner Mutter, nach St........“

„Von Herzen gern, Herr Baron. Ein Paar Matratzen habe ich noch, aber mehr nicht. Wenn sich die gnädigen Herren damit begnügen wollen“ — —

„Vortrefflich, mein Lieber; abgemacht. Dafür lassen wir Euch, was wir noch an Lebensmitteln im Schlitten haben. Gott wird weiter sorgen!“

„Gott wird ja ein Einsehen haben bei unserer großen Noth“, erwiederte der Arbeiter, ganz entzückt über Georgs Versprechen. „Jetzt will ich Ihnen Ihr Nachtlager bereiten, so gut es geht.“ — —

In kurzer Zeit war das Feuer auf dem Herde in sich zusammengebrannt, und Alles lag in tiefer Ruhe.

Auf dem Schloß.

Am Tag vor dem heiligen Abend saß die Generalin von St........ in ihrem Zimmer. Ernst, ja trübe blickte die sonst so stattliche, jetzt von der Last der Sorgen gebeugte Frau auf die Arbeit nieder, die sie in Händen hielt; bald sah sie aus dem hohen Fenster auf die weiße Winterlandschaft hinaus, bald entfuhr ihrer Brust ein tiefer Seufzer, den sie vergebens zu unterdrücken strebte, wenn sie auf das junge, liebliche Mädchen einen Blick warf, das ihr zur Seite saß.

Die Generalin mochte fünfzig Jahre zählen. Seit fast zehn Jahren verwitwet hatte sie sich mit Aufopferung

und herrlichem Erfolg der Erziehung ihres einzigen Sohnes Georg gewidmet. Und ihre Erziehung hatte die schönsten Früchte getragen. Als Gattin eines Soldaten hatte sie ihren Sohn wol mit weiblicher Zärtlichkeit, aber nicht mit weibischer Verzärtelung erzogen, und so war denn Georg zu einem echten Manne aufgewachsen. Er hegte kindliche Ehrerbietung gegen seine ernste, patriotische Mutter und ihren festen Charakter, und darum herrschte zwischen Beiden jenes Verhältniß der reinen Pietät, das in den Zeiten unserer falschen Aufklärung leider immer seltener wird.

Das junge Mädchen, dessen wir soeben erwähnt haben, war Luise von B......., Georgs Verlobte. Mit reiner Liebe und mit dem sittlichen Ernst, der Georgs ganzes Wesen kennzeichnete, hatte er sich auch die Braut erwählt. Weder Convenienz noch Rücksicht auf Vermögen hatten ihn geleitet; Luisens Liebenswürdigkeit, ihre tiefe und doch so anspruchslose Bildung, ihre edle Sanftmuth und ihre stille Häuslichkeit sah er als das beste Capital an, das sie ihm die Ehe mitbrachte.

Luise von B....... hätte auf Jeden, der sie, auf ihre weibliche Arbeit gebeugt, ernst und still sitzen sah, den wolthuendsten Eindruck gemacht. Sie zählte neunzehn Jahre und war von jener mittleren Größe, die uns bei Frauen stets so angenehm anmuthet. Ihre Augen waren rein blau, und aus ihnen sprach die unverkennbare Herzensgüte; ihr Haar schmiegte sich einfach an ihren reizenden Kopf an und war nicht verunziert durch den widerwärtigen Chignon, den uns die aberwitzige Modesucht der Französinnen und die tolle Nachahmungssucht unserer — deutschen Frauen zu unserm Entsetzen täglich vorführt. Jetzt war ihr heiterer, seelenvoller Blick, der sonst ihren

Verlobten so sehr beglückte, umflort von Sorge und Betrübniß. Luise, das zarte Mädchen, hatte sich der Pflege der vielen Kranken mit aufopfernder Hingebung gewidmet; ruhig und still verwaltete sie ihr schweres, ungewohntes Amt, und selbst als ein am Typhus erkranktes Kind unter ihren sanften Händen entschlafen war, hatte sie nicht gebebt. —

Die Generalin erhob sich von ihrem Sitze und blickte unruhig aus dem Fenster. Eine entzückende Winterlandschaft breitete sich drunten aus. Zunächst vor ihr lag der Schloßpark, sorgsam gepflegt und im besten Zustande. Hier war die Kunst der Natur vorsichtig zu Hilfe gekommen, ohne ihr aber das schöne, einfache Gewand à la française oder à la anglaise von den Schultern zu zerren. Baumgruppen und Beete, jetzt freilich von der weißen Leichendecke des Winters eingehüllt, waren trefflich, aber schlicht geordnet; nirgends beleidigte ein zu widerwärtigen Figuren verschnittener Baum oder Strauch das Auge. Im Hintergrunde lag ein See, der sich hinzog, so weit als der Blick ging; zwischen ihm und den Schloßpark zog sich die Landstraße hin. Zur äußersten Rechten erblickte man das zum Gute gehörige Dorf; das vergoldete Kreuz auf dem Kirchthurm blinkte im Glanze der Nachmittagssonne.

„Wieder wird es Abend", seufzte die Generalin, indem sie sich von dem Fenster abwandte, „und Georg will noch nicht kommen! Seit der Depesche, in der er uns vor acht Tagen seine baldige Ankunft verhieß, keine Nachricht! Diese peinliche Ungewißheit ist mehr, als ich ertragen kann!"

„Habe nur noch einen Tag Geduld, beste Mutter!"

ließ sich Luisens weiche Stimme vernehmen. „Du weißt, daß Georg einen großen Theil des Weges im Schlitten zurücklegt, weil bei seiner Abreise die Bahnen verschneit waren; er kann bei dem jetzigen Zustande der Straßen unmöglich schnell reisen. Auch mein Vater, der uns diesen Morgen besuchte, meinte, Georg müsse sich sehr beeilt haben, wenn er noch zum heiligen Abend hier einträfe.“

„Du hast immer guten Muth, Mädchen“, entgegnete die Generalin wehmüthig, indem sie Luisens weiße Stirn küßte. „Wol dir und uns allen, daß du dir diesen echt christlichen Muth bewahrt hast, während die festesten Charaktere verzagen“, fügte sie gepreßt hinzu.

„Das Unglück, liebe Mutter“, war Luisens Antwort, „das jetzt so schwer auf unserm armen Lande lastet, wird wie ein reinigendes Gewitter vorüberziehn und uns die Mittel an die Hand geben, seine Wiederkehr unmöglich zu machen.“

„Ein Glück nur“, unterbrach sie die Generalin, „daß uns Georg Getreide von Berlin aus senden läßt. So sind wir wenigstens für einige Zeit vor Mangel sicher.“

Ein Klopfen an der Thür ließ sich vernehmen, und auf das „Herein!“ der Generalin trat der würdige Pfarrer ins Zimmer. Es war ein einfacher, schlichter Mann, ein echter Diener des Herrn, von dem der Dichter sagt:

„Vater, so hieß und war er für Alle; die christliche Einfalt,
Zierte vom Haupt zum Fuß so herrlich den würdigen Alten.“*)

*) Tegnér, „Die Nachtmahlskinder.“

Als junger Candidat war er in das Kirchlein eingezogen, das ihm der Baron von St......., Georgs Großvater, anvertraut hatte, und seit der Zeit hatte er still und erfolgreich in dem kleinen Kirchdorf gewirkt. Seit Jahren war er der treuste Freund und Berather der Eltern Georgs gewesen; er hatte Georg getauft und durch die Confirmation als Christen bestätigt. In der jetzigen Zeit der Noth leistete er der Generalin die wichtigsten Dienste; er stand der energischen, aber oft leidenschaftlichen Frau als überlegener Mann rathend und helfend zur Seite. Von seiner Thür ging kein Armer hungernd; und selbst in diesen drangsalvollen Tagen war es vornehmlich durch seine Klugheit und Vorsicht gelungen, von dem Dorfe, das unter dem Schutze seiner Freundin, der Generalin, stand, das Aergste abzuwehren.

Die Generalin empfing ihren ehrwürdigen Freund mit wahrer Herzlichkeit, und Luise erhob sich, um dem Greise, den auch sie hoch verehrte, entgegenzugehn. Der Pfarrer begrüßte die Frauen mit der sanften Freundltchkeit, die den Dienern des Herrn so herrlich ansteht; dann ließ er sich willig zum Sopha führen, und sofort wandte sich das Gespräch auf den Gegenstand, der seine Freundinnen so nahe anging.

„Ich bin in lebhafter Unruhe, Herr Pfarrer“, begann die Generalin, „daß mein Sohn noch nicht kommen will; fast beginne ich zu zweifeln, daß er vor Weihnachten eintrifft.“

„Es wäre das erste Mal, verehrte Frau“, entgegnete der Pfarrer, „daß der junge Herr Baron sein Wort nicht hielte. Drängen sich ihm nicht unerwartete Hindernisse in den Weg, so wird er jedenfalls morgen den heiligen Abend mit uns feiern.“

„Aber das fürchterliche Wetter“, warf die Generalin ein, „kann ihn leicht genug verhindern, rechtzeitig einzutreffen. Hätte er doch lieber in Berlin gewartet, bis die Eisenbahn wieder frei würde!“

„Die Eisenbahn ist freilich jetzt wieder frei“, meinte der Pfarrer, „aber vor acht Tagen ließ sich das noch nicht erwarten. Ich bin deshalb der Meinung, daß der Herr Baron verständig gehandelt hat.“

In diesem Augenblicke wurden unten auf dem Hausflur laute Stimmen vernehmlich, kräftige Schritte kamen die Treppe herauf, und mit dem Ausruf: „Das ist mein Sohn!“ eilte die Generalin den Ankommenden entgegen. In demselben Augenblicke flog die Thür auf, und Georg lag in den Armen seiner Mutter. Hinter ihm trat Adolf ein.

Bald saßen Alle um den Theetisch, und das Gespräch kam in lebhaften Gang. Die wichtigste Rolle fiel allerdings Adolf zu, da Georg an der Seite seiner Braut saß nnd mit Besorgniß in ihre bleichen Züge blickte. Es blieb ihm nicht verborgen, daß das sonst so rosige Roth auf ihren Wangen einer krankhaften Blässe gewichen war, und er nahm sich vor, sie zu größerer Schonung ihrer selbst aufzufordern.

Der Eintritt des Arztes, den die Generalin für die Behandlung der gutsangehörigen Kranken gewonnen hatte, gab der Unterhaltung, die wenigstens theilweise in ein stillschweigendes Tête à Tête übergegangen war, eine bestimmtere Richtung. Der Doktor war ein junger Arzt, der erst kürzlich die Universität absolvirt hatte. Die Generalin, der er dringend empfohlen worden war, hatte ihn gern für sich gewonnen, denn sie folgte auch hierin nicht den Thörichten,

die nur von alten und renommirten Aerzten behandelt sein wollen und ganz vergessen, daß ein junger Arzt von geringer Praxis seinen Patienten einen weit gewissenhaftern Eifer widmet, als ein alter, von Geschäften überhäufter. So war denn der junge Doktor auf St....... eingezogen, und die Generalin hatte alle Ursache, mit seiner Thätigkeit und seinem Eifer zufrieden zu sein. Für Luise empfand er die lebhafte Hochachtung, die jeder gebildete Mann vor der wahren Weiblichkeit empfindet. Er hatte ihr Anerbieten, ihn in der Pflege erkrankter Frauen und Kinder zu unterstützen, mit warmem Danke angenommen, und seine Achtung vor der jungen Baronin hatte sich aufs höchste gesteigert, als er Zeuge war von der aufopferungsvollen Thätigkeit, mit der sie sich der leiblichen und geistigen Verpflegung der Unglücklichen hingab. Aber auch ihm war es klar geworden, daß Luisens Gesundheit bedenklich angegriffen war, und er war entschlossen, in Anwesenheit ihres Bräutigams nochmals darauf zu dringen, daß sie sich Ruhe gönne. Als deshalb die Rede darauf kam, dem Dorfe, namentlich aber der Jugend des Dorfs eine Weihnachtsbescherung zu veranstalten, womit sich alle Anwesenden einverstanden erklärten, nahm der Arzt das Wort:

„Es war bereits davon die Rede, die durch die lange Noth niedergebeugten Gutsangehörigen durch eine würdige Weihnachtsfeierlichkeit aufzurichten und zu ermuthigen; Sie, gnädige Frau, haben mich auch in dieser Angelegenheit Ihres Vertrauens gewürdigt, und ich habe Ihnen freudig zugestimmt; Keiner begreift ja besser als der Arzt, wie sehr eine derartige Feier geeignet ist, die Unglücklichen aus ihrer apathischen Verzweiflung aufzurütteln. — Ich bin deshalb auch damit einverstanden, daß Sie, gnädiges Fräulein“

(hiermit wandte er sich an Luise) „sich die Verwirklichung dieses schönen Planes vor allem ans Herz legen; dagegen muß ich Sie nochmals dringend warnen, bei der Krankenpflege, der Sie sich mit christlicher Liebe gewidmet haben, Ihre Kräfte ja nicht zu überschätzen. Ihr Gesundheitszustand ist bereits leicht alterirt; ich sage „leicht alterirt", wiederholte er, als er Georg erblassen und die übrigen Anwesenden erschrecken sah; „aber ich sage es nochmals: beugen Sie rechtzeitig vor!"

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor", entgegnete Luise rasch, indem sie Georg einen Blick zuwarf, der ihn beruhigen sollte, „für Ihre Sorge; aber ich kann nicht ruhig sein, während Kranke sich nach meiner Pflege sehnen. Sie haben mir", fuhr sie mit einem bezaubernden Lächeln fort, „so oft versichert, meine Pflege sei unersetzlich; und nun wollen Sie mich mir selbst ungetreu machen?"

Traurig schüttelte der Arzt den Kopf und war schon im Begriff, Luise zu widerlegen, als er sah, daß Georg ihm ein Zeichen machte; und er schwieg.

Es wurden nun die Einzelheiten betreffs des morgigen Festes verabredet; sodann stieg Adolf zu Pferde, um in das naheliegende Städtchen zu reiten, seine Eltern, die dort seit einiger Zeit ihren Wohnsitz genommen hatten, zu begrüßen und sie auf morgen einzuladen; der Pfarrer nahm Abschied, und die Frauen begaben sich hinweg, um die näheren Anordnungen für die Feier des heiligen Abends zu treffen. Der Arzt aber folgte Georg auf sein Zimmer.

Hier angekommen redete ihn dieser an: „Herr Doktor, Sie haben mir lebhafte Unruhe über meine Verlobte eingeflößt. Steht es so schlimm mit ihrer Gesundheit, wie Ihre Worte es schließen lassen?"

Der Angeredete entgegnete ruhig: „Es ist mir leid, Herr Baron, daß ich Sie auf diese Angelegenheit habe bringen müssen. Es liegt dem Arzte ob, sich dem Patienten gegenüber hoffnungsvoll, den Angehörigen gegenüber aber offen auszusprechen. Ich hoffe, daß Sie mir meine Warnung nicht verargten?"

„Im Gegentheil, Herr Doktor", erwiderte Georg lebhaft, indem er dem Arzt die Hand reichte. „Ich bin ein Mann und kann Offenheit ertragen. Aber beantworten Sie mir eine Frage: ist der Zustand unserer Kranken gefährlich?"

„Ich errathe, was Sie sagen wollen, Herr Baron. In dieser Beziehung kann ich Ihnen ziemlich Tröstliches berichten. Es ist wahr, daß auch in dem kleinen Lazareth, das die Frau Baronin so hochherzig hat einrichten lassen, der Typhus ausgebrochen ist und bereits ein Opfer gefordert hat; vielleicht werden diesem einen noch andere folgen. Andererseits ist aber auch nicht zu leugnen, daß der Typhus, Dank der rasch und energisch getroffenen Gegenanstalten, bei uns in sehr milder Weise aufgetreten ist; auch war das bisher einzige von ihm hingeraffte (ein Kind) ihm bereits verfallen, ehe es bei uns aufgenommen wurde. Von dieser Seite droht also Ihrer Fräulein Braut zunächst keine Gefahr; auch bewache ich ihre Gesundheit mit Eifer. Ihre Fräulein Braut gibt sich aber ihrem Samariteramt mit einer solchen Aufopferung hin, daß ihre Kräfte wesentlich geschwächt sind; sollte nun aber der Typhus in schärferer Gestalt auftreten, so wäre sie, fürcht' ich, nicht mehr im Stande, der Krankheit Trotz zu bieten."

„Ich danke Ihnen für Ihre Auskunft, Herr Doktor", entgegnete Georg, „und ich denke sie zu nützen. Vor allem

soll kein Opfer gespart werden, der Krankheit die Spitze abzubrechen; so, hoff' ich, schütze ich meine Braut am besten."

„Und lassen wir uns auf Gott vertrauen!" rief der Arzt mit Herzlichkeit, indem er sich verabschiedete.

Der Weihnachtsabend der Armen.

Am heiligen Abend herrschte auf dem Schlosse der Baronin von St....... ein überaus reges Leben. Der große Saal war mit Tannengrün ausgeputzt, und aus den Gewinden hingen die vaterländischen schwarzweißen Fahnen in ihrer edlen Einfachheit hernieder. Die beiden vergoldeten Kronleuchter strahlten im Glanze der Wachslichte und verbreiteten eine festliche Helle; aber sie wurden verdunkelt durch die Ströme von Feuer, welche die sechs riesigen Fichten, die man zu Weihnachtsbäumen aufgeputzt hatte, von sich blitzten. Um den Fuß der sechs Forstriesen waren die Geschenke geordnet. Sie waren mehr nützlich als zierlich: die Generalin wußte, daß den Dorfleuten warme Kleidung, Feuerung und Nahrung mehr frommte als jene tausend Kleinigkeiten, die das Leben zu verschönern fähig sind. Was sollen aber dem Hungernden, dem Frierenden Geschenke frommen, die erst dann einen Werth erhalten, wenn die nothwendigen Bedürfnisse des Lebens befriedigt sind?

An drei Wänden entlang zog sich eine eichene, rasch aufgeschlagene, aber mit weißen Linnen bedeckte und mit kräftigen Speisen und Getränken besetzte Tafel; nur die Seite, wo sich der Haupteingang befand, war frei geblieben. Oben auf einer Art von Ausbau saßen sechs Musikanten,

bereit, das Ihrige zu thun und die Gäste mit den Klängen ihrer einfachen Instrumente zu erfreuen und sie aus der trüben Wirklichkeit auf Augenblicke in eine bessere Welt zu versetzen.

Noch befand sich Niemand im Zimmer als die Generalin, Luise und der Pfarrer. Die Frauen waren noch beschäftigt, die letzte Hand anzulegen; der Pfarrer lehnte an einem Pfeiler, stumm und glücklich, und sein Herz sprach ein stilles Gebet für die preußische Edelfrau, die Mutter ihrer Unterthanen.

Nach und nach wurde es in den Vorzimmern lebendig, und es war klar, daß sich eine große Anzahl von Menschen darin drängte. Jetzt trat Georg ein; der Arzt, Adolf und seine Eltern folgten ihm auf dem Fuße nach, von den im Saal Anwesenden herzlich bewillkommt. Alle waren möglichst einfach gekleidet, und sie thaten wol daran; es ist dem weniger Gebildeten angenehm, wenn der Höherstehende und Gebildetere auch in Aeußerlichkeiten sich zu ihm herabläßt.

„Sie sind alle versammelt", sagte Georg, zu seiner Mutter gewendet, „ich denke, wir können jetzt mit der Feier beginnen." Die Baronin war es zufrieden, und sofort öffnete sich die große Flügelthür. Da traten sie denn ein, die Dorfbewohner, alle, groß und klein, wer gesund war; nur die Kranken hatten auf ihrem Schmerzenslager verharren müssen. Wie war den armen, von Hunger und Gram niedergebeugten Leuten zumuthe, als ihnen Lichterglanz entgegenquoll, als die Weihnachtsbäume ihnen in die Augen funkelten und ein Choral, von den Musikanten gespielt, sie empfing! Es däuchte ihnen, als seien sie dem Drang und der Noth des traurigen Lebens entrückt, als

strahle schon ein Abglanz jenes höheren Daseins in ihre Seelen; sie standen regungslos und entzückt. Als sie sich endlich wiederfanden, da traten sie vor ihre gütige Gutsherrschaft, und mit Thränen im Auge dankten sie, fast sprachlos, ohne viele Worte; aber es kam vom Herzen und ging zum Herzen. Nun ließen sie sich zu den Tischen geleiten, und da fand ein Jeder, was ihm frommte: warme Kleidung oder Anweisungen auf eine Holzlieferung aus dem gutsherrlichen Forst, oder auf Kartoffeln, Getreide. Da wich die tiefe Niedergeschlagenheit, die sie früher befangen hatte, einer stillen und bescheidenen, aber festen Hoffnung; sie begriffen, daß sie nicht hilflos und verlassen seien, sondern daß ihr König, daß ihre Gutsherrschaft ihnen helfend zur Seite stehe, und daß droben im Himmel der beste Helfer wache, Gott.

Und nun trat ihr Seelsorger unter die Leute und redete sie an mit wenigen Worten, schmucklos, schlicht und einfach wie sein geistliches Gewand. Er eröffnete den Leuten, welche Anstalten getroffen würden, um der Noth zu begegnen; er theilte ihnen mit, daß das Unglück der treuen Provinz dem König mächtig zu Herzen gehe und daß er alle Mittel und Wege einschlage, um seinen Kindern zu helfen; er ermahnte sie, nicht zu verzagen und nicht den lügnerischen Einflüsterungen derer ein willfähriges Ohr zu leihen, die bei der allgemeinen Landesnoth für ihre finstern Plane zu wirken suchten. Der einfache, aber gesunde Sinn der biedern Preußen begriff, was ihr geliebter Seelsorger ihnen eröffnete; und als er geendigt hatte, da bewies ein lautes, begeistertes Hoch auf den König und ein neues auf ihre Gutsherrschaft, daß diese

Leute trotz ihrer Leiden noch nicht wankend geworden seien in ihrer Treue für König und Vaterland.

Jetzt ordneten sich Alle an den gut besetzten Tafeln, wo sie ohne Unterschied des Alters und Ranges bald in bunter Reihe saßen. Es war ein unschuldiges, Gott wolgefälliges Fest. Hier fand keine gebildete Frau Veranlassung, sich zurückzuziehn; die Leute des Dorfes waren der Rohheit unfähig, denn sie waren gottesfürchtig und gutherzig. Muntere, fröhliche Gespräche wechselten und manch gutmüthiges Lachen erscholl; und als die Musik die alte vaterländische Weise anstimmte, da klangen die Gläser, da brauste durch den Saal das Preußenlied, das Trutzlied dem äußern wie dem innern Feinde, und manchem Knaben blitzte das Auge kühner auf, und er gelobte sich's im verschwiegenen Herzen, dieser Stunde auf ewig eingedenk zu sein und wie die Väter einst für den König und das Vaterland zu kämpfen oder zu fallen.

Während hier im Saale lauter Frohsinn herrschte, hatte sich Luise still zurückgezogen; sobald ihre längere Abwesenheit bemerkt wurde, folgten ihr Georg und der Arzt. Sie begaben sich in die Krankenzimmer, wo mittlerweile einige zuverlässige Personen die Wache übernommen hatten. Hier fand Georg seine Verlobte wieder, wie sie an den Krankenbetten leise auf und nieder ging, hier eine Arznei einflößte, die der eigensinnige Kranke nur aus ihren Händen annahm, dort milden Trost spendete.

Zu Krankenzimmern hatte die Generalin ihre trockensten Erdgeschoßzimmer hergegeben und mit allem Erforderlichen reichlich ausgestattet. Kinder und Erwachsene, Männer und Frauen waren sorgsam von einander getrennt worden, und der sorgsamen Pflege war es gelungen, den Typhus

in seiner schlimmeren Gestalt fernzuhalten. Hätte sich nicht so mancher Fremde eingefunden, dem der Typhus bereits den besten Theil der Widerstandskraft genommen, so wäre diese furchtbare Krankheit vermuthlich gar nicht eingedrungen.

In dem Zimmer, das die kranken Kinder beherbergte, war zu dem Entzücken der Kleinen ebenfalls ein Weihnachtsbaum aufgeputzt worden. Hier ging es nicht so fröhlich zu wie drüben in dem großen Saale; aber doch war auch hier eine Weihnachtsfreude eingekehrt, eine stille, wehmüthige, und darum eine ergreifende. Diejenigen der Kleinen, die es vermochten, saßen in ihrem Bettchen aufrecht, ihre kleinen Geschenke in den zitternden Händen, und schauten mit leuchtendem Auge in die funkelnden Lichter des Tannenbaums. Auch für sie wurde ein Mahl aufgetragen, unschuldig und unschädlich; aber wie labten sich die Kleinen an ihrer Tasse voll Chokolade und dem Stück Kuchen! Und nun setzte sich Luise zu ihnen und erzählte ihnen ein Märchen vom Christkindchen, und allmählich, wie die Lichter des Tannenbaums dunkler und dunkler brannten, schien den Kleinen sich die Gestalt der lieblichen Erzählerin in einen duftigen Nebelflor zu hüllen, und bald träufelte der Traumgott seinen Mohn auf ihre Augenlieder und trug ihre Seelen davon in das immergrüne Zauberreich der Träume.

Als Luise sich erhob und geräuschlos der Thür zuschritt, stand ihr Verlobter mit dem Arzt auf der Schwelle. Lange hatte Georg da gestanden und ihren Worten gelauscht; und als sie ihm erröthend und lächelnd ihr Antlitz zuwandte, da erschien sie auch ihm wie ein freundlicher Engel, aus den ewig heiteren Höhen des Himmels zu der traurigen Erde herniedergesendet. Er öffnete schweigend die

Arme, und schweigend sank sie ihm an die Brust; und was sie hier empfunden, das fühlt die Brust und begreift das Herz; aber die sagen's nicht weiter. Das war eine Weihnacht, eine Weihenacht dem Herrn!

Die Revolte.

Es ging gegen das Ende des Monats Januar. Man war mit freudiger Hoffnung in das neue Jahr eingetreten, denn es schien anfangs, als ob das rauhe Frostwetter einer milderen Witterung weichen wollte. Der Schnee, der das Land fußhoch bedeckte, war von der Erde weggeschmolzen; aber rasch schlug das Wetter von neuem um, und der Winter machte seine Herrschaft mit alter Strenge geltend.

Das war ein trauriges neues Jahr für das arme Ostpreußen! Die Arbeiten im Freien, die man hie und da bereits freudig begonnen hatte, mußten wieder eingestellt werden, denn der zu Stein erstarrte Boden trotzte jeder Anstrengung. Der Mangel blickte jetzt nicht nur drohend in die Hütte des Armen; auch die Kräfte des Wolhabenden fingen an, sich zu erschöpfen. Aus allen Theilen der Monarchie strömten Vorräthe für die Nothleidenden zusammen; aber selbst den gewaltigsten Anstrengungen des Staates und der Privatpersonen schien es mehr und mehr unmöglich zu sein, den Kampf mit der Noth siegreich zu Ende zu führen.

Und die Calamität schien immer furchtbarere Dimensionen anzunehmen. Nicht nur liefen aus Distrikten des österreichischen Staates Klagen über Theuerungen ein, die der Hungersnoth sehr nahe kamen; aus Rußland, aus Frankreich, vor allem aber aus Algerien erscholl die Kunde

von einer Noth so gräßlich, so erschütternd, wie man sie seit der Belagerung Jerusalems nicht vernommen. In Algerien starben die unglücklichen Eingeborenen haufenweise Hungers, ehe die Nachricht von der Noth die Französische Hauptstadt erreichte; und dort vernahm man sie mit schaudererregender Gleichgiltigkeit. Fünfhunderttausend Thaler, das war Alles, was der französische Staat für seine Unterthanen in Algerien zu erübrigen wußte. Wie ganz anders handelte unsere Regierung! —

Aber auch bei uns erreichte die Bedrängniß eine besorgnißerregende Höhe; und was schlimmer war als die Noth selbst: es zeigten sich, nur hie und da zwar und überaus selten, Symptome einer zunehmenden Bitterkeit unter den niederen Schichten der Bevölkerung. Daß diese Unzufriedenheit keine gefährliche Höhe erreichte, sondern nur vereinzelt in einigen bald beruhigten Ausbrüchen sich Luft machte, war der Menschenfreundlichkeit und Aufopferung der Behörden zu danken, nicht aber dem Eifer der Feinde unseres Landes, die offen und im stillen das Fünkchen der Unzufriedenheit zur verheerenden Flamme (vergebens, Gott sei Dank!) anzufachen versuchten.

Auch in dem Städtchen, welches in der Nähe des Landguts unserer Freunde lag, hatte sich seit kurzem eine Erregung bemerkbar gemacht. Man hatte den Leuten eingeredet, es fehle den Behörden nicht an den Mitteln, aber an dem guten Willen, der Noth mit einem Schlage ein Ende zu machen, und dies unsinnige Gerede hatte unter den Ungebildeteren Glauben gefunden. Derjenige, der zu ertrinken im Begriffe ist oder zu ertrinken wähnt, greift ja nach dem treibenden Strohhalm, und der Unglückliche, der sich selbst von aller Verschuldung freispricht, klagt selbst den

Himmel an, wenn er sich nicht mehr zu helfen und zu rathen weiß.

Eines Morgens saß Georg mit seiner Mutter in ernstem Gespräch, denn die Vorräthe drohten bereits auf die Neige zu gehn, — da sprengte Adolf eilig in den Schloßhof, und nach wenigen Sekunden stand er mit fliegender Brust und schweißtriefend vor den Erstaunten: „Schon seit einiger Zeit war es klar, daß schlechte und arbeitsscheue Individuen die Bevölkerung aufzuwiegeln suchten; man achtete nicht weiter darauf, weil man sich auf den gesunden Sinn der Leute verließ. Nun begegnete mir gestern jener Herr, den wir damals „im goldnen Bären" zu J....... antrafen und der in einer ziemlich verdächtigen Absicht die Provinz bereisen wollte. Ich erkannte ihn sofort wieder, er mich auch; er drückte aber eilfertig den Hut in die Stirn und bog rasch in ein Nebengäßchen ein. Was thut der Mensch hier? Auch ließ der Bediente meines Vaters Andeutungen fallen, daß auf heute eine Art von Aufstand verabredet sei. Ich habe dem Bürgermeister die Sache sofort mitgetheilt und fordere nun dich, Georg, auf, deine Leute zu bewaffnen und sie zur Aufrechterhaltung der Ordnung in die Stadt zu führen."

„Uebertreibe nicht, Adolf!" erwiderte Georg ruhig. „Es ist möglich, daß eine vorübergehende Unruhe unsere Bevölkerung ergriffen hat und vielleicht sich offen kundgibt; du kennst aber unsere Ostpreußen gut genug, um zu wissen, daß bei ihnen keine Gewalt vonnöthen ist!"

Mit diesen Worten schellte er dem Diener, der ihm seine Uniform brachte (er durfte sie Ehren halber tragen); dann ließ er sein Pferd satteln, nahm Abschied von der

besorgten Mutter und sprengte in Adolfs Begleitung rasch dem Städtchen zu. —

Das Städtchen F....... war unter den vielen kleinen Orten Ostpreußens (denn an volkreichen Städten ist diese Provinz ärmer als jeder andere Theil der Monarchie) einer der kleinsten. Um den fast kreisrunden Marktplatz, an dem die Regierungsgebäude sich befanden, reihten sich die wenigen, aber gut gehaltenen und reinlichen Gassen, die fast alle mit Baumalleeen besetzt waren. Die Einwohnerschaft, wenig mehr als zweitausend Köpfe zählend, ernährte sich großentheils vom Ackerbau oder ähnlichen Beschäftigungen; daß auf ihr die Noth mit ganz besonderer Schwere lasten mußte, leuchtet ein. —

An diesem Morgen ging es auf dem Marktplatz ungewöhnlich lebhaft zu. Gruppen von Menschen standen in leidenschaftlichem Gespräch, theilweise mit rohen Waffen versehen und drohende Blicke zum Rathhaus emporwerfend. Hier saßen die Väter der Stadt und berathschlagten eifrig, aber verlegen; denn eine Arbeiterdeputation war hinaufgekommen und hatte kategorisch Arbeit und Erwerb gefordert. Arbeit! Erwerb! Was sollten die Leute arbeiten? Woher Arbeit nehmen? Während die Deputation mit den Rathsherren noch parlamentirte, wurde die Unruhe unten auf dem Markte immer ungestümer und zudringlicher. Schlechte Subjekte benützten die Gelegenheit eifrig, um die niedern Schichten der Bevölkerung gegen die Auktorität der Gesetze und gegen die Vermögenden aufzuwiegeln, und bei der verzweifelten Stimmung der Leute fanden sie theilweise Gehör. Es war ein wildes Durcheinanderlaufen und Schreien; Keiner wußte, worauf die Sache hinauslaufen sollte, und immer mehr gelang es den theilweise betrunkenen Aufwieglern, die Leute in eine Stimmung zu versetzen, die zu Gewaltthätigkeiten fähig macht.

In diesem Augenblicke kamen Georg und Adolf, Letzterer von seinem Johann begleitet, auf den Markt geritten. Ihre Uniformen erregten Aufsehen, und Mancher warf ihnen drohende Blicke zu; Viele aber, die Georg persönlich kannten (die Generalin und ihr Sohn waren allgemein beliebt), drängten sich um ihn und klagten ihm ihre Noth. Rasch bildete sich um ihn ein Kreis jammernder und schreiender Leute, indeß Adolf abstieg, seinem Johann die Zügel seines Pferdes zuwarf und den Markt durchstreifte. Bald fand er den, welchen er suchte. Es war ihm nicht verborgen geblieben, daß ein kleiner Herr, der unter den Fenstern des Rathhauses die Volksmassen harangirt hatte, bei seinem und Georgs Erscheinen plötzlich sich zurückhielt und sich seinem Blicke zu entziehen suchte; er ließ ihn aber nicht aus den Augen und verfolgte den Kleinen, als dieser sein Manöver von diesem Morgen wiederholte und sich in eine Nebengasse flüchtete. Er eilte ihm nach, und bald gelang es ihm, sein Wild zum Stehen zu bringen. So standen sie sich in einem menschenleeren Gäßchen gegenüber, Adolf mit zornblitzenden Augen, der Kleine keuchend und ängstlich. Endlich suchte er seine Furcht hinter einer kühnen Miene zu verbergen und rief, seine dünne Stimme zu einer übergroßen Anstrengung forcirend:

„Sehr erfreut, Sie wiederzusehn, mein Verehrtester! Nur däucht mir, als fände unser Wiedersehn unter etwas absonderlichen Verhältnissen statt.“

„Sehr wahr! Unter ganz absonderlichen Verhältnissen!“ entgegnete Adolf. „Wie es scheint, sind Sie hier schon in voller Arbeit?“

„Wie meinen Sie das, Verehrtester?“ antwortete der Kleine immer ängstlicher, als er seinen Gegner, die Reitpeitsche in der Hand, immer näher rücken sah. „Ich wüßte doch nicht — —“

„Daß Sie die armen Teufel aus reiner Menschenliebe aufhetzen, wissen Sie nicht?“ fuhr Adolf zürnend los. „Das Landesunglück suchen Sie auszubeuten, um Ihre Zwecke zu verfolgen und ein treues Volk seiner Regierung zu entfremden — —“

„Sie irren sich, gnädiger Herr“, unterbrach Jener schüchtern. „Mich und die mich gesendet haben, treibt die wahre Humanität und — —“

„Das also nennen Sie und Ihresgleichen Humanität“, rief Adolf, aller Mäßigung vergessend, „wenn Sie, statt wie ein Mann zu der Regierung zu stehen und Hand in Hand mit ihr die Noth zu unterdrücken, sie untergraben, ihr die Mittel entziehn, Mistraun und Argwohn gegen sie wachrufen, zur Waffe der Lüge gegen sie greifen und hinterher schadenfroh ausrufen: „Haben wir es nicht gleich gesagt, daß die Regierung nicht will?“ — Doch was rede ich mit Ihnen, als ob ich einen Patrioten vor mir hätte, der nur auf Abwege gerathen ist?“ fuhr Adolf ruhiger fort. „Ich rathe Ihnen, auf der Stelle die Stadt zu verlassen, oder ich veröffentliche, was mir über Ihr Treiben hier zu Ohren gekommen ist!“

„Der Ruf meiner Sincerität geht vor mir her, Verehrtester“, entgegnete Jener, der bei den letzten Worten seines Gegners heftig erschrocken und nur bemüht war, einen effektvollen Abgang zu nehmen. „Ich will Ihnen indeß beweisen, daß Sie sich in mir irren, und nach Königsberg abreisen, wohin mich die Partei ruft, der anzugehören ich die Ehre habe.“

„Auch ich will Ihnen zeigen, daß ich nunmehr von Ihrer Sincerität durchdrungen bin, und trage Ihnen deshalb meine Begleitung an, bis sie das Weichbild der Stadt hinter sich haben“, erwiderte Adolf mit höflicher Ironie. Der Kleine biß sich auf die Lippen, zwang aber doch sein mageres Gesicht in liebenswürdige Falten und schlug in Adolfs Begleitung den Weg zu seinem Gasthof ein. In einer halben Stunde fuhr er in der That zum Thore hinaus.

Als Adolf wieder den Marktplatz betrat, um sich nach Georg umzusehen, fand er zu seinem lebhaften, aber freudigen Erstaunen Alles öde und menschenleer. Er eilte also ins elterliche Haus, wo er seinen Freund in lebhaftem Gespräch mit seinem Vater antraf.

„Wünsche mir Glück, Freund!“ rief Georg dem Eintretenden freudig entgegen; „es ist gelungen, die Leute zur Vernunft zu bringen.“

„Wie war das möglich?“ entgegnete Adolf, indem er an der Seite seines Vaters Platz nahm. „Durch Ueberredung? — Ich hätte nicht dazu getaugt, den Aufrührern gute Worte zu geben.“

„Deshalb hat dich Herr von St....... auf dem Marktplatz auch wol schwerlich vermißt“, fiel der alte Baron von B....... mit so ernsthaftem und vorwurfsvollem Tone ein, daß Adolf erröthete.

„Der Magistrat“, nahm Georg rasch das Wort, weil er die Beschämung seines Freundes sah, „hat vorläufig zweitausend Thaler vorgeschossen, um den Leuten durch Spinnerei und ähnliche leichte Beschäftigungen Arbeit zu verschaffen. Die Wohlhabenderen der Stadt und Umgegend werden die Summe aufbringen. — Ich habe in meiner Mutter und meinem Namen zweihundert Thaler gezeichnet.“

„Vergebt mir meine voreiligen Worte“, sprach Adolf, seinem Vater und seinem Freunde die Hand reichend; „sie waren lieblos.“

„Ich kenne dich ja“, meinte Georg, lächelnd in die dargebotene Hand einschlagend. „Was hast du unterdessen angefangen?“

Adolf erzählte nun sein Abenteuer mit dem Dr. M........ Georg schüttelte zwar über das rasche Handeln seines Freundes im Stillen den Kopf, war aber ebenfalls froh, des Agitators ledig zu sein.

„Nun haben wir aber alle Hände voll zu thun, Adolf“, nahm der alte Baron das Wort, als er sah, daß Georg sich erhob. „Dein Freund hat uns das freundliche Anerbieten gemacht, für längere Zeit auf das Gut hinauszuziehn. Ich habe gern angenommen und bin auch überzeugt, daß meine Frau freudig einwilligen wird. Sie hat ja oft genug den Wunsch ausgesprochen, unserer Luise nahe zu sein und sie zu unterstützen.

Natürlich hatte Adolf nicht das Geringste einzuwenden, und so nahm Georg Abschied. Als er zum Thore hinausreiten wollte, kam ihm eine Schwadron Husaren unter Trompetenklang entgegen der Bürgermeister des Städtchens hatte sich in der ersten Bestürzung von der unfernen Garnisonsstadt militärischen Succurs erbeten. Georg benachrichtigte den Rittmeister, der die Schwadron führte und den er persönlich kannte, von dem inzwischen eingetretenen Umschlag der Dinge, und so wandte die Schwadron freudig wieder um.

Georg aber ritt seine Straße noch fröhlicher weiter, weil er das herrliche Bewußtsein hatte, vielleicht großes Unheil abgewendet zu haben.

Der Wucherer.

Es war an einem herrlichen Februarmorgen, als Georg dem Städtchen zuritt, ein Morgen, so frisch, sonnig und heiter, wie ihn dieser Monat uns nicht selten zu bringen pflegt. Es herrschte eine gelinde Kälte, aber der Schnee war verschwunden; nur der Reif auf den Bäumen blitzte in tausend Farben und erinnerte daran, daß der Winter das Scepter noch nicht aus den Händen gelegt hatte. Hell und warm schien die Sonne, und der tiefblaue Himmel glühte, wie das Meer glüht im Abendroth. Ringsum war Alles still; noch schlummerte die Erde, und auf den Bäumen wiegte sich kein Vogel mit fröhlichem Gezwitscher.

Auf der Landstraße ritt Georg einsam dahin und seinen Gedanken überlassen. Sie schienen nicht heiterer Natur zu sein; denn der Reiter schaute gar finster drein, und nur manchmal zuckte es um seine Lippen, wie Wetterleuchten am Abend. Ein Bauer kam ihm entgegen, ein mit Holz beladenes Wägelchen hinter sich herziehend; auf seinen ehrerbietigen Gruß erhielt er kaum eine Antwort und murmelte, indem er seinen Weg langsam fortsetzte, vor sich hin: „Dem Herrn Baron müssen heut unangenehme Dinge passirt sein.“

Ja, es waren unangenehme, recht unangenehme Dinge, über die Georg nachdachte und die ihn in die Stadt führten. Traurige Veränderungen hatten in den letzten Wochen auf St....... stattgefunden.

Wie in vielen Distrikten Ostpreußens, so hatte auch in der Umgegend des Städtchens F....... die Noth nicht abgenommen; im Gegentheil war sie, wie es schien,

noch im Wachsen begriffen. Ein besonderer Grund dieses Wachsens war das Zurückströmen der in die Städte gewanderten ländlichen Bevölkerung auf das Land. Es hatten gar viele Losleute, die ihre arme Scholle nicht mehr zu ernähren vermochte, in den Städten eine Zuflucht gesucht und hier die Noth gesteigert, wo man genug zu thun hatte, um die eigenen Armen nothdürftig vor dem Mangel zu schützen. Die Leute hatten hier also weder Arbeit, noch Erwerb finden können und wandten sich nun, gänzlich arm an Hoffnungen, krank und hinfällig in ihre Heimatsorte zurück, wie ein vom Sturm verfolgtes Schiff die Küste sucht, von dem steilen Felsufer aber, an das die Brandung schlägt, zurückweicht und auf offener See, der Wuth des Windes und der Wellen preisgegeben, eine zweifelhafte Zuflucht zu finden hofft.

Auch Schloß St..... war von solchen hungernden, kranken und zwecklos umherirrenden Bettlern in letzter Zeit öfter als je heimgesucht worden. Kein Tag verging, an dem nicht zehn bis zwölf Hilfesuchende am Schloßthor läuteten, und Keiner ging ungesättigt von hinnen. Mancher aber, den die Füße, von Elend und Mangel entkräftet, nicht fürder tragen wollten, blieb da und fand in dem Lazareth Pflege oder sorgsame Wartung. So steigerten sich die Anforderungen, die an die Generalin gestellt wurden, mehr und mehr ins Unerschwingliche. Die zur Weihnachtszeit mit bedeutenden Geldopfern angekauften Getreidevorräthe erschöpften sich, und um neue zu beschaffen, fehlte in dieser trostlosen Zeit Geld und Credit. Aber Rath mußte geschafft werden, wenn nicht die Dorfbewohner geradezu hungern sollten, und so hatte denn die Generalin nach hartem Kampfe mit sich selbst und mit Thränen in den

Augen ihrem Sohne Vollmacht gegeben, das schuldenfreie Gut mit einer Hypothek zu belasten. „Ich hätte dir, mein Sohn", hatte sie gesagt, „das Gut gern schuldenfrei hinterlassen, wie ich es von deinem seligen Vater überkommen habe, und wenn ich deine Antwort nicht zum voraus wüßte, so würde ich erst Dich um Deine Einwilligung befragen, bevor ich auf das alte Stammgut Hypotheken eintragen lasse. Aber ich weiß, daß Du als preußischer Edelmann eher Deinen letzten Thaler hingibst, als daß Du Deine Gutsangehörigen dem Mangel überlieferst."

So war denn Georg bereits zum öftern in der Stadt gewesen, um Geld aufzutreiben, ja er hatte sich nach Königsberg und Berlin gewendet; aber Alles umsonst. Das Vertrauen war so erschüttert, daß selbst für ein bisher schuldenfreies Grundstück kein Geld zu finden war. Aber die Noth drängte mittlerweile aufs äußerste, und darum hatte sich Georg nun nochmals auf den Weg gemacht. Dieser führte ihn denn zu der letzten Geldquelle — zum Wucherer.

Aber damit war das Maß des Unglückes noch nicht voll. Gerade zu der Zeit, wo der zunehmende Umfang des Lazareths und der Krankenzahl eher neue ärztliche Hilfe erfodert hätte, nahm der Gutsarzt, dessen Eltern erkrankt waren, plötzlichen Abschied. Sein Abgang war unersetzlich; ein neuer Arzt wollte sich nicht finden, und der Arzt aus F......, der in der Stadt selbst mehr Patienten fand als er befriedigen konnte, kam nur selten. So war denn die Generalin auf sich selbst angewiesen, und sie hielt sich gewaltsam aufrecht, um diesen Schlägen des Schicksals die Stirn zu bieten. Aber mit Schmerz und geheimer Sorge sah sie Luisens Wangen mehr und mehr erbleichen. Das edle junge Mädchen wankte nicht unter

der Last der Pflicht, der sie sich freiwillig unterzogen; und ob sie sich auch immer schwächer fühlte und sich der Erschöpfung, die sich ihrer zu bemächtigen drohte, dennoch kräftig zu erwehren strebte, so zeugte die krankhafte Blässe ihres Antlitzes, ihre umflorten Augen und ihr müder und zögernder Gang dafür, daß sie dem Zusammensinken nahe war. Georg, der mit scharfem Auge den Zustand seiner Verlobten erkannte, erbot sich dringend, sie in der Krankenpflege zu unterstützen, und Luise hatte ihn jetzt ebensowenig zurückgewiesen wie ihren Bruder und ihre Mutter. Der Nutzen, den der lebhafte Adolf brachte, war freilich gering; Georgs männlicher Besonnenheit indeß gelang es, die Krankenpflege in ihrem alten Geleise zu erhalten. —

So ritt denn Georg seines Weges weiter, bis er an das Thor des Städtchens kam. In dem Gasthause nahe dem Thore stieg er ab, ließ das Pferd in den Stall führen und durchschritt, den Mantel dichter um sich schlagend und den Hut in die Stirn drückend, mehrere Straßen. Vor einem armseligen Häuschen hielt er still.

Das Häuschen zeigte in seinem ganzen Aeußeren bittere Dürftigkeit, aber zugleich die ängstliche Besorgniß seines Besitzers, daß doch noch Jemand nach seiner Armuth ein Gelüst tragen könnte. Von den Wänden war der Kalk zum großen Theil abgefallen; die schlecht behauenen Backsteine blickten überall durch. Auch der Schornstein war defekt. Der Wind hatte den Kranz und mehrere Steine herabgerissen, und der Besitzer hatte sie zu erneuern vergessen. Die Fenster waren ebenfalls in traurigem Zustande; sie hingen schlecht in ihren Angeln, und die Scheiben waren blind geworden vor Alter und Schmutz; einige

Scheiben fehlten gänzlich und waren durch alte Lumpen, die man in die Lücken gestopft hatte, schlecht ersetzt. Dagegen waren sie durch eiserne Stangen von außerordentlicher Stärke gut verwahrt; ebenso die Thür. Ein Schild, das den Namen des Besitzers angezeigt hätte, fehlte; wir wollen also gleich verrathen, daß derselbe Braunheim hieß und (wie wenigstens die Steuerrolle besagte) Rentier genannt wurde.

Vor diesem elenden Häuschen machte Georg Halt. Er besah die Spelunke (denn den stolzen Namen eines Hauses konnte man dem Bauwerk nicht beilegen) mit staunender Enttäuschung, und einen tiefen Seufzer vermochte er nicht zu unterdrücken, als er die an der Thür befindliche Klingel (vermuthlich noch eine Reliquie aus besseren Zeiten) zog. Der Klang gellte schrill durch das Haus, und bald öffnete sich ein kleiner Schieber in der Thür; in der Oeffnung erschien das hagere Gesicht einer alten Frau, die mürrisch nach dem Begehr des Fremden fragte. Sein Gesuch, Herrn Braunheim in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen, unterstützte Georg durch Darreichung eines Thalers; die Züge der Alten, die einem Cerberus Ehre gemacht hätten, verschönerte oder verunzierte ein Lächeln, und knarrend öffnete sich die Thür. Georg trat ein und folgte der Alten, die hinter ihm die Thür sorgfältig verschlossen hatte, eine verfallene Stiege hinauf. „Halten Sie sich nur dicht hinter mir, verehrter Herr“, mahnte die Alte, als Georg in der Dunkelheit, die ihn hier umgab, stolperte und fast stürzte; „wir sind gleich oben. Herr Braunheim ist ein sehr sparsamer Mann“, fuhr sie leiser fort. Damit erklärte sich das Fehlen einer allerdings eigentlich nothwendigen Lampe.

Endlich war die Treppe, die eher den Namen einer baufällig gewordenen Leiter verdient hätte, erklettert; die Alte bat Georg, auf dem engen und eisigkalten Flur zu verziehen, bis sie ihn angemeldet hätte, und öffnete eine winzige, kaum sichtbare Thür, die sie rasch wieder hinter sich schloß. In wenigen Augenblicken erschien sie wieder und nöthigte zum Eintreten. Georg trat ein.

Es war ein der äußeren Erscheinung des ganzen Hauses durchaus angemessenes Zimmer. Es war klein und kaum sieben Fuß hoch: Georg sah sich genöthigt, den Hut, den er wegen der in dem Raume herrschenden grimmigen Kälte gern auf dem Kopfe behalten hätte, abzunehmen, um nicht an die Decke zu stoßen. Zu sehen war in dem Zimmer nichts, denn das Tageslicht drang nicht bis hieher.

Georg blieb erstaunt stehen und wartete eine Zeitlang in der Meinung, sich in einer Art von Vorzimmer zu befinden. Aus diesen Irrthum riß ihn eine heisere Stimme, die ihm zurief: „Wer ist da?“

Georg blickte erstaunt um sich und merkte endlich, daß die Stimme aus dem Bette kam. Kaum hatte er seinen Namen genannt, als sie sich von neuem hören ließ: „Ah, der Herr Baron! Freue mich, mit dem Herrn Baron in Beziehungen zu treten. Der gnädige Herr entschuldigen wol; ich will sofort Licht machen.“

Georg hörte, daß der Inhaber des Zimmers sich halb aufrichtete und ein Feuerzeug ergriff; bald war ein Lämpchen, das neben dem Bette auf einem kleinen Tische stand, angezündet, und eine ziemliche Helle gestattete, einen Blick über das Zimmer zu werfen.

Herr Braunheim, der in einen halb zerissenen Schlafrock gehüllt im Bette aufrecht saß, war ein hoher Sechs-

ziger; er schien aber mindestens zwanzig Jahre älter zu sein. Ob er noch Haare auf dem Kopfe hatte, ließ sich nicht erkennen, da eine wollene Mütze denselben völlig bedeckte. Die kleinen, grauen Augen blickten argwöhnisch und lauernd unter den überhangenden Brauen hervor; das Gesicht war eingefallen, die Nase klein und spitz. Um den Mund zogen sich tiefe Falten; der Gesichtsausdruck war hart und abstoßend. Daß dieser Mann um einer hohen Idee willen keinen Dreier opfern würde, erkannte Jeder, der ihm ins Antlitz sah, auf dem ersten Blick.

Die Ausstattung des Zimmers war die einer Bettlerherberge. Die Wände waren kahl; die wenigen Ueberreste einer Tapete, deren einstige Farben Niemand mehr zu entziffern vermochte, hingen in Fetzen herab. Einige werthlose Bilder, um wenige Groschen auf einer Auktion erstanden, verunzierten die schmutzige Wand; die Ecken des Zimmers waren mit allerlei Gerümpel angefüllt. Auf dem Tische stand ein verschlossener Kasten; daneben lag ein Doppelterzerol, dessen Hähne gespannt waren.

„Der Herr Baron wundert sich gewiß,“ eröffnete Herr Braunheim die Unterredung, „daß er mich im Bette antrifft. Was will aber ein armer alter Mann machen, um sich vor der Kälte zu schützen? Bei der Theuerung —“

„Wenn dem so ist“, erwiederte Georg, den die Verstellung des alten Geizhalses verdroß, „so bedaure ich, Sie gestört zu haben. Ich will mich dann gleich empfehlen.“

„Der Herr Baron werden mich doch nicht unglücklich machen wollen?“ rief Herr Braunheim, der fürchtete, ein gutes Geschäft einzubüßen. „Ich bitte mich nicht falsch zu verstehen. Sollten der Herr Baron mit Dero ergebenstem

Diener Geschäftsangelegenheiten zu verabreden haben, so kann ich vielleicht doch dienen — —"

„Schwerlich, Herr Braunheim", versetzte Georg mit einigem Spott. „Ich kam, um über ein Geldgeschäft mit Ihnen zu verhandeln. Bei Ihrer Armuth aber — —"

„Wenn ich auch nicht reich bin", war die ungeduldige Antwort, „so habe ich doch Gelder in Verwaltung, über die ich verfügen darf; falls die Bedingungen nicht zu ungünstig sind, versteht sich!" setzte er hinzu, indem er seinen Besucher forschend ins Gesicht blickte.

„Nun denn", hob Georg an, indem er den einzigen Stuhl, der sich im Zimmer befand, einnahm, „ich brauche Geld. Sie wissen, daß wir, um unsere Leute durch den Winter zu bringen, viel brauchen — —"

„Weiß es, Herr Baron, weiß es!" versetzte Jener, dem die Miene der herzlichsten Rührung das Gesicht verklären zu wollen schien. „Die Frau Generalin und der Herr Baron haben christlich, echt christlich gehandelt, und werden ganz gewiß einst den Lohn solcher Gutthat finden."

„Bei so edlen Gesinnungen, mein Herr", versetzte Georg, „werden Sie gewiß bereitwillig sein, uns in der erfolgreichen Durchführung dieser Aufgabe nach Kräften zu unterstützen. Meine Mutter wünscht eine Summe auf ihr Gut aufzunehmen, wo möglich zu mäßigen Zinsen — —"

„Zu mäßigen Zinsen, Herr Baron? Das wird sich schwer machen lassen."

„Sagten Sie nicht eben — —"

Daß ich für meine Person von Herzen gern bereit sei, Sie zu unterstützen? Ganz gewiß! Aber was kann ein armer Mann, der von der mageren Provision, die mir mein Unterhändlergeschäft abwirft, kaum zu leben hat?"

„Es ist bekannt, daß Sie reich sind — —"

„Ich reich, Herr Baron?" seufzte Herr Braunheim. „Glauben Sie das nicht! Sieht es hier aus, als ob dies die Wohnung eines wolhabenden Mannes wäre? Leider nein! Doch ich will Ihnen helfen, wie ich kann. Lassen Sie hören: wieviel brauchen Sie?"

„Um uns durch den Winter zu bringen und zum Frühjahr Saatkorn anzuschaffen, brauchen wir mindestens fünfzehntausend Thaler."

„Fünfzehntausend Thaler!" rief Herr Braunheim mit einer so erschreckten Miene, daß man sie beinahe für natürlich halten konnte. „Soviel Geld werde ich wol schwerlich anschaffen können; doch ich will es versuchen."

„Und wie hoch dürften sich die Zinsen belaufen?"

„Ich will Ihnen Etwas sagen, Herr Baron. Fünfzehntausend Thaler werde ich nicht besorgen können. Ich habe aber einen Posten von vierzigtausend Thalern als erste und letzte Hypothek auf ein vollkommen sicheres und schuldenfreies Gut auszuleihen. Ist das Besitzthum der Frau Generalin schuldenfrei?"

„Vollständig. Aber was soll ich mit soviel — —"

„Getheilt wird das Capital nicht. Uebrigens leiden Sie darum keinen Schaden. Sie können, was sie nicht brauchen, wieder sicher belegen."

„Angenommen denn, meine Mutter übernähme das gesammte Capital: was betragen die Zinsen."

„Sie wissen, Herr Baron, es sind schlechte Zeiten; auf den sichersten Besitz läßt sich kein Geld auftreiben.

Sie müssen also darauf gefaßt sein, daß die Zinsen nicht ganz niedrig sind: monatlich ein Prozent.“

„Aber das sind ja Wucherzinsen!“ rief Georg mit Schrecken und Entrüstung.

„Was wollen Sie, Herr Baron? Es nimmt Jeder, was er kann. Geld ist nichts als eine Waare, mit der ein Jeder möglichst vortheilhafte Spekulationen macht.“

„Aber sechs Prozent waren ja das Höchste — —“

„Sie vergessen, Herr Baron, daß man kürzlich den vernünftigen und im Fortschritt begründeten Vorschlag angenommen hat, die Wuchergesetze abzuschaffen. Lassen Sie sich meine Propositionen gefallen.“

„Ich handelte unverantwortlich, wenn ich das thäte“, entgegnete Georg entrüstet. „Unter diesen Bedingungen kann ich Ihr Geld nicht brauchen.“

Da Herr Braunheim bei seinen Bedingungen blieb, zerschlug sich das Geschäft, und Georg ging. Als sich die Thür geschlossen hatte, löschte Herr Braunheim das Licht sorgfältig wieder aus, indem er befriedigt zu sich selbst sagte: „Er kommt wieder, denn er muß das Geld haben und findet es nur bei mir. Nimmt er das Geld, so entgeht er mir nicht. In einem halben Jahr kündige ich es ihm wieder. Erstatten kann er es nicht; dann wird das Gut subhastirt, und ich erstehe es um einen Spottpreis. Auf ein solches Geschäft kann ich mir eine besondere Güte thun.“

Er rief seiner Haushälterin und trug ihr auf, morgen einmal einzuheizen. Sie entgegnete mit Erstaunen:

„Aber, Herr Braunheim, es ist ja kein Holz im Hause! Wollen Sie aber welches haben, so geben Sie mir Geld, und ich — —“

„Geld?!“ schrie Herr Braunheim entsetzt. „Nein, dann lasse Sie es nur. Ich will mir an meinem guten Willen genügen lassen.“ Damit drehte er sich auf die andere Seite und entschlief mit dem tröstlichen Bewußtsein, bald um hunderttausend Thaler reicher zu sein. —

Der alte Wucherer hatte Recht gehabt, als er für gewiß annahm, Georg würde wiederkehren; acht Tage nach seinem ersten Besuch ließ sich Georg von neuem bei ihm melden.

Die Bedrängniß war aber auch aufs äußerste gestiegen. Als Georg mit jenem trostlosen Bescheid heimkehrte und die freilich sehr verzeihliche Unvorsichtigkeit beging, ihn in Gegenwart seiner Verlobten der Generalin mitzutheilen, brach die bereits völlig erschöpfte Kraft Luisens zusammen; sie wurde ohnmächtig und mußte von der erschrockenen Mutter auf ihr Zimmer gebracht werden. Weil die Bewußtlosigkeit anhielt, wurde eiligst nach F....... zum Arzte geschickt. Als er nach einigen Stunden eintraf, begab er sich sofort auf das Zimmer der Kranken, um sich über ihren Zustand zu orientiren. Die Augen der Frauen hingen ängstlich an den seinen; er erklärte, das Fräulein habe einen starken Nervenzufall, der aber vermuthlich keinerlei Folgen nach sich ziehen würde. Er empfahl also, die Kranke sorgfältig zu pflegen und alles Geräusch von ihr fern zu halten; dann begab er sich ins Familienzimmer, wo Luisens Vater und Georg seiner harrten. Die erschraken, als der Arzt die Thür hinter sich schloß; ihr Schrecken verwandelte sich aber in Angst, als sie seine Blässe gewahrten. Sonst ruhig, ja pflegmatisch, rang er jetzt augenscheinlich nach Fassung.

„Wie steht es um unsere geliebte Kranke, Herr Doktor?“ fragte Georg hastig.

„Meine Herren,“ entgegnete der Arzt bewegt, „Sie haben Ursache, sich stark zu zeigen. Die Krankheit des gnädigen Fräuleins ist kein Nervenzufall, wie ich sie den Damen erklärte, sondern — —“

„Was ist sie?“ rief der alte Baron mit fliegendem Athem.

„Es ist der Typhus!“ sagte der Arzt langsam, als könne er es nicht über sich gewinnen, die entsetzliche Wahrheit kurz und hart herauszusagen.

„Gott, mein Kind!“ schluchzte der Greis, indem er auf einen Stuhl sank und seine Hände vors Gesicht drückte. Georg stand starr und aufrecht, und mit Zorn und Schmerz rief er:

„Und konnten Sie uns nicht vorher warnen, als es noch Zeit war?“

„Machen sie mir keine Vorwürfe, meine Herren,“ erwiderte der Arzt, „denn ich verdiene sie nicht. Kaum eine tägliche, unablässige Beobachtung hätte rechtzeitig gewahren lassen können, daß das Fräulein den Keim der Krankheit in sich trug; Sie wissen aber, das ich erst seit kurzem die Ehre habe, Ihr Arzt zu sein, und daß meine ausgedehnte Praxis es mir unmöglich machte, Ihnen meine Zeit und Aufmerksamkeit in größerem Maße zu widmen.“

„Sie haben Recht, Herr Doktor,“ war Georgs ernste Antwort, „und ich nehme zurück, was der Schmerz aus mir sprach. Was ist aber nun zu thun?“

„Die Kranke bedarf Ruhe, nichts als Ruhe und Schonung, bis eine etwa eintretende Krisis vorüber ist,“ entgegnete der Gefragte. „Wie sich die Krankheit gestaltet

und ob sie überhaupt einen gefährlichen Grad erreicht, kann ich noch nicht bestimmen.“

„So ist also bis jetzt noch keine Lebensgefahr vorhanden?“

„Bis jetzt noch nicht.“

Es wurde nunmehr verabredet, auf welche Weise die Frauen mit dem Stande der Dinge allmählich vertraut gemacht und wie Luise bei den Kranken ersetzt werden sollte; dann nahm der Arzt mit dem Versprechen Abschied, alle Zeit, die er erübrigen könnte, Luisen zu widmen; auch versprach er, wo möglich einen neuen Arzt für das Herrengut zu gewinnen. — Trotzdem daß Georg nun doppelt in Anspruch genommen war (Adolf hatte vor einigen Tagen nach Berlin zurückreisen müssen), versuchte er doch, seiner Mutter unter annehmbaren Bedingungen Geld zu verschaffen; alle Versuche aber schlugen fehl, und so trieb ihn dann die bittere Nothwendigkeit, auf den Wucherer seine letzte Hoffnung zu setzen So erreichte denn Herr Braunheim seinen Zweck: das Geld wurde nach Abzug der Zinsen für das erste Quartal ausgezahlt, die Schuldverschreibung abgefaßt und das Instrument aufgenommen.

Von nun an wich die freudige Zuversicht aus dem Schlosse St........ Ein Jeder fühlte den Druck der Verhältnisse. Die Generalin, sonst so starken und energischen Sinnes, erfüllte ihre häuslichen Pflichten niedergeschlagen und apathisch. Georg sah seine Mutter oft mit verweinten Augen; er ahnte, daß sie sich in dem Hause, das sie nicht mehr unbedingt das ihrige nennen konnte, fremd fühlte und daß sie sich fortdauernd Zwang anthat, um eine Heiterkeit zu äußern, die ihr fremd war. Luisens Eltern vermochten noch weniger, ihre Entmuthigung zu

verhehlen; es blieb ihnen nicht verborgen, daß ihr Kind schwächer und schwächer wurde und daß es den ärztlichen Anstrengungen nicht gelingen wollte, eine günstige Wendung in ihrem Zustande herbeizuführen. So lag denn die ganze Last der Sorgen auf Georgs Schultern, und fest und kraftvoll leitete er die verwickelten Angelegenheiten des Hauses. So verging unter mühvollen und hoffnungsarmen Sorgen der Februar, und der März verkündete das langersehnte Herrannahen des Frühlings.

Ein Traum und zu was er gut ist.

Ein herrlicher Sonntagsmorgen im März!

Es ist ein Morgen so voller Farbenglanz und milder Lenzeswärme, wie er vielleicht den Dichter entzückte, da er sang:

„Frühling! Forste grünen, Vögel zwitschern in der Sonne Glut,
Eisbefreite Bäche tanzen singend in des Meeres Flut.
Heiß wie Freias Wange blickt aus ihrem Kelch der Rose Pracht;
In des Menschen Brust sind Muth und Lebenshoffnung neu erwacht. —“ *)

Gewiß, Leser, hast Du auch so empfunden, wenn ein heitrer Frühlings-Sonntag Dich über Feld gehen sah.

*) Tegnér, Frithjofssage:
„Våren kommer, fåglen qvittrar, skogen löfvas, solen ler,
Och de lösta floder dansa sjungande mot hafvet ner.
Glödande som Frejas kinder tittar rosen ur sin knopp,
Och i menskans hjerta vakna lefnadslust och mod och hopp.“

Der Winter weicht vor dem kühnen Angriff des Lenzes; sein Scepter aus Eis und sein Thron aus Schnee stürzen in Trümmer, und die entfesselte Flut trägt endlich den finsteren Greis als Leiche in das Meer hinunter. Noch zwar steht der Wald unbelaubt, aber Busch und Strauch treiben die ersten Schößlinge, das Gras beginnt zu keimen und das Korn blickt schüchtern, als möchte es noch nicht dem Frieden trauen, aus der Erde. Die ersten Frühlingsblumen entfalten ihre Kelche, würzige Düfte erfüllen die milde Luft, der Himmel blaut und die Sonne glüht kräftiger und siegsbewußter aus dem wolkenlosen Aether. Die ersten Vögel suchen ihren heimischen Wohnsitz wieder auf, und die Lerche schmettert hoch in den Lüften ihr einfaches Lied als Sieges-Hymnos dem blühenden Lenz. — Ja, da schlägt auch dem Menschen das Herz höher und freier, da ist ihm, als sei er selbst aus einem langen Todesschlaf erwacht, und fröhlich singt wol der Wanderer, der einsam seine Straße zieht, des deutschen Dichters Worte vor sich hin:

„O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!
Da weht Gottes Odem so frisch in der Brust!
Das klinget und jauchzet so froh zum Himmelszelt:
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt! —“

Auch in unserm Ostpreußen hat der Lenz seine Einkehr gehalten; auch hier vertreibt die Sonne die lange Winternacht, und die Erde erschließt ihren dunklen Schoß, des fleißigen Pflügers harrend, der die Schollen aufwerfe und den Samen in die Furchen streue. Aber unwillig und traurig schüttelt der Lenz die hellen Locken, denn gar manches Feld liegt brach, und kein Pflug schneidet dem geduldigen

Boden leichte Wunden, kein Säemann schreitet singend hinter ihm drein. Da gebietet der Lenz der Sonne: „Auf! Sende deine Strahlen in die Häuser der Pflichtvergessenen und ermahne sie, daß es Zeit zum Säen sei, wenn sie ernten wollen!“ Und die Sonne blickt in die dürftige Wohnung des Losmanns, des Bauern: der sitzt verzweifelnd mit Weib und Kind um den leeren Tisch, oder er liegt auf hoffnungslosem Siechbett; sie blickt durch Thür und Spalten in die Scheuern und Vorrathskammern, aber die sind leer; sie blickt in Ställe und Verschläge, aber Stier und Pferd stehn abgemergelt da und suchen in leeren Krippen vergebens nach Futter und Pflug und Spaten liegen rostend im Winkel. Und die mitleidige Sonne kündet dem Lenz, was sie erschaut, und zornig erwidert er: „Haben denn die Hungernden und Darbenden nicht in gesegneteren Gauen ihre Brüder, die ihnen mittheilen von ihrem Ueberflusse? So will ich denn meinen Scepter schwingen über das ganze deutsche Land, und jeder Sonnenblick, jeder Lerchenschlag soll den Glücklicheren mahnen, daß hier seine Brüder hungern!“ — So hört denn, ihr Deutschen, die der Mangel nicht drückt, die ihr nicht an leeren Tischen hungert, was euch jeder Sonnenstrahl, jede keimende Aehre, jede singende Lerche sagt!

Komm, lieber Leser, und folge mir in einige Häuser, komm mit und sieh, denke und empfinde!

Hier das erste, größere Haus, — es ist die Schule. Heut ist Sonntag, und da wird gefeiert: wozu nun die vielen Kinder im Schulzimmer? Sieh die Kleinen, wie bleich, verfallen und elend: ja, sie wissen, daß ihre Eltern ihnen den Tisch heute nicht decken können; darum kommen sie zum Lehrer. Der wackere Mann hat selbst Kinder, und was er

sonst besitzt, ist nicht viel; er hat aber von einem Wohlthätigen eine kleine Geldsumme geschenkt erhalten, und dafür tischt er den ärmsten Kindern auf. Sieh, wie sie sitzen und sehnsüchtig nach der Thür schauen! Da lassen sich Tritte auf der Treppe hören; die Frau Schullehrerin und der Herr Schullehrer sind's, jeder mit einer vollen, dampfenden Schüssel Ein Freudenschrei empfängt sie; die Tische werden gedeckt. Die Kinder setzen sich jubelnd, und jedes empfängt einen Teller kräftiger Suppe. Der Lehrer, ein würdiger Mann mit grauem Haar, nimmt sein Sammtkäppchen ab, er spricht gerührt das Tischgebet, und aus den Kinderherzen steigt ein Dank zum Himmel empor, so einfach, tiefgefühlt und unverfälscht. Ehre dem Wackern, der heut den hungernden Kleinen den nagenden Hunger gestillt. — Vorbei, vorbei! —

Treten wir in ein anderes Häuschen. Dort wohnt ein braver, aber wenig geliebter Mann. Warum ist er brav und doch nicht geliebt? Er hat ein undankbares und nicht zu beneidendes Amt: er ist der Executor. Er hat in dieser Zeit viel zu thun; auch heut soll er einen schweren Gang thun: er soll einem armen Handwerker das Letzte nehmen, weil er dem reichen Wucherer, der ihm Geld geliehen, die ungeheuren Zinsen nicht zahlen kann. Der Executor will heute seine Uniform zu Hause lassen; er weiß, das man ihn auch ohne sie erkennt und — fürchtet. Er hat so eben mit Frau und Kind sein kärgliches Mittagsbrod verzehrt und will aufbrechen. Aber so schwer wie heute ist ihm, der sonst wol hat lernen müssen, gegen die Stimme des Mitleids taub zu sein, die Erfüllung seines Amtes noch nie geworden. Er kehrt mehrmals von der Thür zurück, deren Klinke er schon ergriffen hatte; die Frau

erstaunt, denn so hat sie ihren Mann noch nie gesehen. Endlich wagt sie die Frage; da bricht er zornig los:

„Was ich habe, willst Du wissen? Um des schuftigen Braunheims willen soll ich einem armen Teufel den letzten Strohhalm pfänden, der sich bei ihm findet. Alle T.....! Ja," fährt er fort, als die entsetzte Frau ihm ins Wort fallen will, „ich weiß es wol, es ist eine Sünde zu fluchen, und am Sonntag vornehmlich; aber da mag ein Anderer kalt bleiben!"

„Du kannst doch nichts dafür," entgegnet die Frau schüchtern; „Du mußt Dein — —"

„Meine Pflicht thun, willst Du sagen? Gott weiß, ich bin hart genug geworden; aber einen armen Teufel plündern, der dem Blutsauger seine Wucherzinsen nicht zur Stunde zahlt, weil er nicht kann, ist schwer, recht schwer. O hätt' ich den schlechten Kerl eimal unter meinen Händen, wie wollt' ich ihn — — Doch es hilft nicht, zu jammern und zu fluchen. — Gott befohlen, Marie." — Folgen wir ihm in die Wohnung des Menschen, den er pfänden will. —

Da sieht es denn traurig genug aus. Der Mann ist ein fleißiger Drechsler, der sonst sein gutes Auskommen hatte; jetzt ist er aber zurückgekommen und dem Wucherer in die Hände gefallen. Da er die Zinsen nicht zahlen kann, weil er keine Arbeit hat und durch Kummer und Noth ganz entkräftet ist, so hat ihn Herr Braunheim verklagt; und das Gesetz konnte nicht anders, es mußte den armen, ehrlichen Mann, der noch Keinem einen Pfenning schuldig geblieben war, zur Pfändung verurtheilen.

Wie der Exekutor in die ärmliche Hütte tritt, findet er den Drechsler, seine Frau und seine Kinder beim Mittagsessen. Die Hausfrau, die den Wolbekannten die

Schwelle überschreiten sieht, verdeckt rasch die Schüssel; die Kinder fangen jämmerlich an zu weinen, und der Mann tritt dem Exekutor zitternd entgegen. „Ihr wißt, Peters," hebt der Diener des Gesetzes an, „um was es sich handelt. Könnt Ihr zahlen?"

„Lieber Herr," ist die Antwort, „seht Euch hier um und fragt, ob ich zahlen kann! Zu arbeiten habe ich Nichts, vor Schwäche kann ich des Morgens kaum aufstehen, und mein Handwerkszeug habe ich längst — —"

„Ich bin nicht gekommen," fährt der Exekutor, der sich rauh zeigen will, um sein Mitleid zu unterdrücken, ihn an, „Eure Klagen zu hören. Könnt Ihr zahlen oder nicht?"

„Ich kann nicht, und wenn Ihr mir das Fleisch von den Rippen schneidet."

„So muß ich Euch pfänden."

Und der Exekutor fängt an, nach etwa Werthvollem zu suchen. Da schreien die Kinder laut auf, der Mann faßt weinend seine Hand, und die Frau schluchzt, indem sie die Schüssel aufdeckt: „Da seht, Herr Exekutor, ob wir böswillige Schuldner sind!"

Der Exekutor blickt in die Schüssel, und was findet er? Gekochte Kartoffelschalen. Das bricht dem rauhen Mann das Herz, und seine Augen wollen schier feucht werden. Er überlegt und spricht endlich:

„Mein Vetter in Hamburg hat mir ein paar Thaler geschickt, daß ich meiner Frau ein neues Kleid kaufen soll. Wieviel müßt ihr zahlen, Peters?

„Sechs Thaler," entgegnete Jener, der nicht weiß, ob er lachen oder weinen soll. „Fünfzig Thaler hat mir Herr Braunheim geliehen, und alle Vierteljahr muß ich ihm sechs Thaler Zinsen zahlen. Diesmal konnte ich — —"

„Sechs Thaler Zinsen für jedes Vierteljahr auf fünfzig Thaler Capital?“ ruft der Exekutor entsetzt. „Das ist ja himmelschreiend!“

„Sechs Thaler, Ihr könnt mir's glauben.“

„Nun, Peters, ich will Euch Etwas sagen. Meine Frau behilft sich wol noch ohne einen neuen Rock; da habt Ihr sechs Thaler, ich leihe sie Euch, bis es Euch besser geht. Aber haltet reinen Mund!“

Und er legt das Geld rasch auf den Tisch und eilt zur Thür hinaus, bevor der glückliche Handwerker Zeit hat, ihm zu danken. Aber Gott im Himmel wird dem braven Exekutor gut schreiben, was er hier auf Erden ausgeliehen. —

Dort an der Straßenecke steht ein stattliches Haus; dem wird der Exekutor auch vielleicht bald einen unerwünschten Besuch abstatten. Darin wohnt der reiche Kaufmann Halbers. Wir nennen ihn noch aus alter Gewohnheit reich, weil er es bis zum verflossnen Jahr gewesen ist. Jetzt ist er es freilich nicht mehr. Auch er ist ein Opfer des Nothstandes geworden; mehrere sonst solide Handelshäuser in der Provinz, mit denen er in engster Verbindung stand, haben Bankerot gemacht, und ihr Fall hat den seinen nach sich gezogen. Er hat vor einigen Tagen die Nachricht erhalten, daß das Haus B...... und G.... in Königsberg, das ihm mehrere Tausend Thaler schuldete, ebenfalls zu Grunde gegangen ist, und so hat er denn beschlossen, auch seinen Concurs anzumelden. Nun sitzt er in seinem Zimmer und rechnet; wie viel er aber auch rechnet, — es läßt sich kein Mittel finden, den Sturz des Hauses aufzuhalten. Seine Frau und seine Töchter hat er fortgeschickt; sie sollen eine Verwandte besuchen. Er selbst ist nun mit seiner Rechnung fertig; er steht auf, verschließt seine Geschäftsbücher, legt den Schlüssel in einen Brief, den er rasch schreibt und auf den Tisch legt, dann versiegelt er ihn und geht ins Wohnzimmer. Kurze Zeit darauf klirren die Fenster von der Detonation eines Schusses, und als die Hausdiener herbeieilen, finden sie den Kaufherrn als Leiche. Auf dem Fußboden liegt ein Terzerol, aus dessen Mündung noch Dampf dringt. — Vorbei, vorbei! —

Drüben wohnt der Landrath, drüben in dem bescheiden aussehenden, aber freundlichen Hause mit den grünen Fensterläden. Wie es da ein- und ausdrängt, rastlos und unruhig wie in einem Bienenkorbe! Treten wir ein, aber ungesehen, damit uns der Landrath nicht gewahrt; denn so eben hat der letzte Bittsteller (das heißt der letzte für heute, wenn's gut geht!) den geplagten Mann verlassen. Auch die Hilfsbeamten haben sich entfernt; sie sind zum Mittagsessen gegangen. Der Landrath ist jetzt allein; er sitzt einsam in seinem Stuhl und liest Briefe. Freudigen Inhalts sind die Zuschriften nicht; das Auge des Lesenden ist umwölkt, und öfters schüttelt er traurig und hoffnungslos den Kopf. Nun erhebt er sich, geht an sein Pult, öffnet ihn und zählt Papiere: wir blicken näher: es sind Geldscheine. Wieder schüttelt er den Kopf, als ob die Anweisungen nicht reichten, sinkt in den Stuhl zurück und nimmt die Briefe wieder zur Hand.

Da öffnet sich leise eine Thür, und ein blonder Mädchenkopf blickt verstohlen ins Zimmer. Als sie den Vater (denn sie ist die Tochter des Landraths) allein sieht, tritt sie geräuschlos näher, ein Kästchen in der Hand, das sie leise auf den Tisch legt. Der Vater blickt in die Höhe und schaut das liebliche Mädchen mit Stolz und Zärtlich-

keit an; rasch aber legt sich sein Gesicht wieder in Falten, als er fragt:

„Was willst Du hier, Kind?"

„Die Mutter bittet Dich, herraufzukommen; es ist — —"

„Es ist Zeit, zu Tisch zu gehen, willst Du sagen? Eßt allein, Kinder; ich komme nach." Damit wendet er sich wieder dem Lesen zu und winkt der Tochter, zu gehen.

„Du hast wieder Gesuche um Unterstützung erhalten?" wagt die Tochter schüchtern zu fragen.

„Ja wol, fünf auf einmal! da höre, was in dem ersten steht. Der Lokal-Hilfsverein des Kirchspiels E……. schreibt mir unter Anderm: „„Unsere Aufmerksamkeit haben wir mit den uns zugegangenen Mitteln bisher nur auf die nothdürftigste Stillung des Hungers richten können. Das thut hier, wie fast nirgend anderswo, immer noch Noth, und wir können uns der Sorge nicht verschließen, ob wir auch bis zum Ende des Nothstandes unser Werk fortzusetzen im Stande sein werden. Unsere Mittel gehen zu Ende oder sind vielmehr schon zu Ende gegangen, indem wir im Vertrauen auf Ihre Güte schon Bestellung auf mehrere Stein Flachs zum Spinnen gemacht haben. Darum kommen wir von neuem mit der Bitte, uns recht bald eine wiederholte Gabe, der großen Zahl unser Armen angemessen, übermitteln zu wollen. Hunger thut weh; aber neben diesem noch den Mangel an der nothwendigsten Kleidung ertragen zu müssen, ist traurig, ist entsetzlich — —"" Aehnlichen Inhalts, mein Kind, sind alle Unterstützungs-Briefe. Dazu die große Zahl von Bedürftigen in unserer eigenen Stadt, und keine Möglichkeit vor Augen, auch nur der dringendsten Noth abhelfen zu können! Täglich Vorstellungen, Gesuche und Bitten; und doch muß ich so man-

cher Bitte ein hartes, „Ich kann nicht!" entgegensetzen. — Aber was willst Du mit dem Kästchen dort?"

„Es enthält die Schmucksachen, die mir meine Pathe geschenkt hat, Vater. — Laß sie verkaufen und unterstütze Hungernde damit!" fährt das junge Mädchen fort, indem sie dem Vater weinend in die Arme sinkt.

„Das Geschenk Deiner Pathe, Kind?" erwidert der Vater lebhaft und gerührt. „Das darf ich nicht! Die Pathe hat es Dir zum Andenken verehrt — —"

„Ich weiß, daß Du Dir manche Bequemlichkeit versagst, um insgeheim manche Thräne trocknen zu können. Und ich sollte allein Nichts thun? Nimm den Schmuck; sein Anblick würde mir unerträglich sein bei dem Bewußtsein, daß auch ich zur Linderung der Noth das Meinige habe thun können und es nicht gethan habe!"

„Nun, Du sollst Deinen Willen haben," entgegnete der Landrath, der vergebens seine innere Zufriedenheit hinter einem halb misbilligenden Tone zu verbergen strebt. „Du weißt ja, daß Du mit mir machen kannst, was Du willst. — Ich weiß freilich nicht, ob Deine Pathe mit Dir zufrieden sein wird, wenn sie erfährt, was aus ihrem Schmuck geworden ist; daß ich aber eine Tochter habe, die werth ist, die Unterthanin ihres Königs zu sein, das weiß ich! — —"

Es war also Sonntag, und die Glocken der Kirche riefen zum Frühgottesdienst. Der Kirchenglocke des Städtchens F……. antworteten in weiter Runde die Thürme der Dorfkirchen; meilenweit rief der harmonische Klang alle Mühseligen und Beladenen zum Hause des Herrn. Und zahlreicher denn je strömten die Andächtigen der Kirche zu;

die Noth, die grimme, unbarmherzige, führte gar Manchen dem Gott der Gnade näher, der sich, dem trüben Strom der modernen, falschen Aufklärung folgend, des verächtlichsten Materialismus gerühmt hatte.

O was für Gestalten sind es, die von fern und nah dem Gotteshause zuwanken! Kinder, die kaum in die Welt eingetreten waren und doch schon aus eigener Erfahrung ahnen lernten, daß das Leben ein trauriger Compromiß zwischen Dasein und Sterben, ein Schritt von der Wiege zum Grabe sei; abgezehrte Frauen, hohlblickende Männer; sieche Greise, die bald den schweren Schritt aus dem Leben in den Tod thun sollten und diesen letzten Schritt nur mit schmerzhaften Dornen besäet fanden; — sie alle, denen die menschliche Hilfe nicht ausreichenden Beistand leihen konnte, suchten den Vater auf, ohne Dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt, Der keinen Leidenden ohne Trost aus Seinem Hause entläßt und auf Reich und Arm, auf Hoch und Niedrig mit gleicher Erbarmung herniederblickt. An der Kirchenthür harrten der Bettler viele auf das Herrannahen der Andächtigen; sie hofften, daß durch die eherne Zunge der Kirchenglocke Gott mit unwiderstehlicher Gewalt zu den Herzen der Besitzenden reden und sie mahnen sollte, daß vor Ihm Alle gleich sind. Und nie that sich die Hand der Wohlthätigkeit williger und freudiger auf als in diesen Tagen allgemeiner Drangsal, allgemeinen Leidens. Da fiel manches Geldstück in die stumm flehenden Hände, kupfern und silbern, je nachdem das Herz war und die Hand geben konnte. Die stumme Sprache der Verzweiflung redete erschütternder als tausend Worte es vermocht hätten.

Nur der dürftig gekleidete Greis, der sich unter dem

Schwall der Herzuströmenden in die Kirche drängte, als ob er sich, ungesehen von Gottes Auge, hineinstehlen wollte, hat Nichts gegeben. Ihm hat sich aber auch keine Hand eines Bettlers hilfeflehend entgegengestreckt. Alle kennen ihn: es ist Herr Braunheim. Dafür ist ihm aber die stille Verwünschung manches Hungernden gefolgt, und die verstummt auch in Gottes Hause nicht; sie schwingt sich auf ehernem Flügel in den Himmel hinauf und wird einst schwer wiegen in der Schale des Zorns.

Was sucht denn Herr Braunheim in der Kirche, er, der taub ist gegen das Flehen der Verzweiflung und sein Auge abkehrt von dem Gram seiner Brüder? Ja, es giebt Manchen, der seine Schuld durch fleißigen Besuch des Gotteshauses und fleißiges Gebet hinwegzuwaschen vermeint. Aber Gott, der Allblickende, Untrügliche, weiß die Schafe zu sondern von den Böcken und den Heuchler zu scheiden von dem Gerechten. —

Der Hall der Glocken verstummt und der Gesang der Gemeinde beginnt. Wie klingt das so gewaltig, so überwältigend! Wer heute einstimmt, der singt das fromme Lied erschüttert, überströmend; er singt es nicht nur mit dem Munde, nein, mit dem Herzen. Alles, was ihn bedrückt und schwer auf ihm lastet, klagt er seinem Gott.

„Wenn schwerwiegend im Drucke das Dasein über uns lastet,
Unsere Hoffnung hier wie unter der Scholle ins Grab steigt,
Dann ist schön zu dem Herrn das Gebet, und die klagenden Kinder
Weist von der Thür Er nie; Er hilft und heilet und tröstet. —“ *)

*) Tegnér, Nachtmahlskinder.

Herr Braunheim hat in einem Kirchenstuhl dicht unter der Kanzel Platz genommen. Der Stuhl gehört ihm; er hat ihn erworben; das ist die einzige Ausgabe, die der Geizige sich vergönnt hat. Dort sitzt er, den Kopf auf die Brust gesenkt. Er hat heut Ursache, mit sich zufrieden zu sein; er hat heut in der Frühe wieder zwei kleine Capitale zu „civilen Bedingungen" ausgeliehen. Wenn ihm das ferner so glückt, so ist er in Jahresfrist ein Mann, der seine paarmalhunderttausend Thaler voll hat. Wenn nur die Betrüger nicht wären, die, vom Unglück erdrückt, Bankerot machen und ihn um das sauer erworbene Seinige bringen! Mit solchen Menschen will er aber auch kein Mitleid haben; nackt und bloß will er sie auf die Straße hinausstoßen und ihnen nicht den harten Stein gönnen, auf dem sie das müde Haupt betten möchten.

Allgemach verstummt der fromme Gesang, und der würdige Prediger betritt die Kanzel. Wie ist ihm das blasse Antlitz so abgehärmt! Mit welcher Trauer überblickt sein Auge die Gemeinde, die heut inniger denn je an seinen Lippen hängt! Da erklingt sein Wort ernst, würdig und feierlich. „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken!" Das ist der Text seiner Predigt. Er weist die Hörer hin auf Gott, der die schwere Prüfung über das Land gesendet hat. Wozu? Das vermag die schwache und trügerische menschliche Vernunft nicht zu sagen. Aber verehren wir Gottes unerforschlichen Rathschluß, der am besten weiß, was seinen Kindern frommt, und selbst das herbste Unglück zu unserm Heil ausschlagen läßt. Aus dem Unglück wird Glück erblühen, und unser theures Vaterland wird

sich von seiner Drangsal erheben und kraftvoller wachsen und gedeihen denn je zuvor.

Aber wol Denen, die das Unglück ihrer Brüder nicht gleichgiltigen Auges betrachten! Wer in dieser schweren Zeit nicht nur von seinem Ueberfluß, sondern von dem Nothwendigen dem hungernden Bruder mittheilt, dessen Namen wird von Engeln in unvergängliche Tafeln gegraben, und scheidet er einst aus diesem Leben der Prüfung, so erleichtert ihm sein frohes Bewußtsein den bittern Tod, und seine Werke folgen ihm nach und bitten für ihn erfolgreich am Throne des gerechten Richters.

Wehe aber Denen, die dem Jammer der Hungernden Ohr, Herz und Hand verschließen! Wie ihr Name hienieden gebrandmarkt ist, so ist er gebrandmarkt vor Gott, der dem Guten lohnt, den Schlechten straft. Diesem wird der Tod einst furchtbar; auf dem Sterbebett wälzt er sich einst verzweifelnd, mit Grauen auf sein verflossenes Leben zurückblickend, mit Furcht auf die Ewigkeit hinüberschauend. — —

Wie der Prediger so spricht, wenden sich Aller Augen unwillkürlich auf den Platz, wo Herr Braunheim sitzt. Aber der hört die strafenden Worte des Predigers nicht; er sitzt da in tiefem Schlummer. So schläft er, und da kommt ihm ein seltener Traum.

Ihm däucht, er sei gestorben und liege erstarrt und regungslos da. Die Seele hat sich von ihrer Hülle getrennt, aber sie zögert noch, sich emporzuschwingen; die ängstliche Sorge um das Besitzthum des Todten, die ihr im irdischen Leben nie Ruhe noch Rast vergönnt, hält sie jetzt noch am Boden zurück. Es treten Leute ins Zimmer, die den Todten mit verächtlichen und feindseligen Blicken

betrachten und ihn einsargen unter erbitterten Gesprächen über Alles, was er im Leben gefrevelt. Keiner sagt auch nur ein leises Wörtchen zur Vertheidigung des Hingeschiedenen. Da empfindet die ruhelose Seele eine furchtbare Angst vor dem dunklen Jenseits, über das der Lebende frevelhaft gespottet, und sie folgt der Leiche ungesehn auf den Kirchhof. Aber Niemand gibt dem Todten das ehrenvolle letzte Geleit; nur hie und da stehen Menschen vor der Thür, bei der er vorbeigetragen wird, und Verwünschungen und Ausrufe des Zorns und des Hasses folgen ihm nach. Die Seele gewahrt es mit ihrem geistigen Auge, wie der Todte eingesenkt wird in die Gruft; aber keine Thräne wird ihm nachgeweint, kein Leidtragender wirft die letzten drei Handvoll Erde unter die schwarzen Schollen, die dumpf auf den Sargdeckel niederfallen. Da ist es der Seele zu Muthe, als müßte sie weinen, bitterlich weinen; aber sie hat keine Thränen; nur die ersten Regungen nicht der Reue, sondern der Angst nagen an ihr. Sie irrt umher in den Häusern der Stadt, um wenigstens ein Wort des Bedauerns, der Theilnahme über den Todten mit hinüberzunehmen zu Gottes Thron. Aber nirgends wird das Wort gesprochen, nach dem sie mit ganzer Inbrunst schmachtet; und als sie in das kalte Zimmer der alten Haushälterin hineinflattert, die dem Todten im Leben gedient, da ist das einzige Wort, mit dem die Alte des Geschiedenen gedenkt, ein Ausbruch des bittersten Hasses und der Verfluchung. Und die Seele will nicht scheiden von der Erde; aber da naht ihr ein Engel aus fernen Regionen des Glanzes und des ewigen Lichts, und er winkt ihr ernst und streng, ihm zu folgen. Und sie muß ihm folgen, denn eine unwiderstehliche Gewalt zieht

die sich Sträubende vorwärts: hoch aus dem nächtlichen Aether strahlt ihr ein Stern in überirdischem Licht entgegen; das Licht wächst, die Erde schwindet, und Sonnen und Monde kreisen tiefer und tiefer unter ihr auf ewigen Bahnen. Jetzt wandelt sie auf dem leuchtenden Stern; und ihr Wesen wird körperlicher Natur, aber durchsichtig wie der Morgennebel, der aus dem blitzenden Meere steigt, wenn die Sonne über den Horizont tritt. Der Engel schreitet ihr voran über blumige Gefilde, und sie folgt ihm mit Zittern. Hier und da begegnen ihr Seelen der Seligen im Lichtgewand; aber Alle blicken auf sie mit Trauer. Und es erfaßt sie eine namenlose Sehnsucht nach diesen Gefilden des Friedens und der Wonne, und aus ihrem Auge fällt die erste Thräne auf den Boden; wo sie fiel, sprießt eine dunkle Blüthe. Je weiter sie vorwärts schreiten, desto deutlicher und vernehmlicher klingt ihr ein Gesang entgegen, wie sie ihn nie gehört, ein Gesang zur Ehre des Allmächtigen, vor dessen Blick der Seraph das Haupt verhüllt. Da glüht es vor dem Auge der bebenden Seele wie ein Meer von Licht, und vor ihr wölbt sich ein Tempel, dessen Kuppel sich in den Wolken verliert. Der Engel winkt ihr, ihm zu folgen, und als sie mit dem Gefühl der Vernichtung gehorcht, fühlt ihr Auge sich geblendet, und sie sinkt mit dem Angesicht zu Boden.

Aber entsetzt und wie das Laub der Espe zitternd fährt der Todte auf, denn eine Stimme schlägt an sein Ohr gewaltig, machtvoll, wie aus den dunklen Wolken der Donner hallt: „Erhebe Dich, tritt an den Thron des Richters und steh' Rede für Deine Thaten!“ Vor ihm auf dem Richterstuhl thront die Majestät des Ewigen, Allgerechten, vor dessen Namen das Weltall bebt: aber kein Auge wagt den

Blick zu Ihm zu erheben. Und wiederum hallt die Stimme: „Tritt her und steh' Rede für jeden Gedanken, den Du gedacht, für jede That, die Du verübt! Blick' auf und schau' her! Dort ziehen Deine Gedanken, Deine Thaten in sichtbarer Gestalt an Dir vorüber, ohne Larve, in unverhüllter Wahrheit!" Und der Todte blickt mit Grauen empor, und siehe, da naht ein endloser Zug von Gestalten, wenige freundlich, die meisten widrig anzuschauen. Sein Erdenleben gleitet an ihm vorüber, ein einförmiges, aber schreckliches Bild. Er sieht sich als Knaben auf der Schulbank, da sich zum Staunen des Lehrers und zur Betrübniß der Eltern bereits der ungezähmte Trieb nach Erwerb, nach Besitz, durch keine Regung des Wohlwollens und des Mitleids gemildert, in seinem jungen Herzen entwickelte. Er sieht sich als Jüngling, jede Freude fliehend, sich finster von seinen Altersgenossen fern haltend, nur rastlosem Erwerb nachgehend; er sieht sich als gereiften Mann, wie die Mutter aus Gram um ihn stirbt und sein Vater ihm außer einem reichen Erbtheil seinen Fluch hinterläßt, er sieht sich als Greis frierend und darbend in dem alten Lehnstuhl sitzen und Geld einraffen, zu Wucherzinsen darleihen, rechnen und nur rechnen, er sieht, wie ihn Ruhe und Schlaf flieht und Verwünschungen der Geplünderten Musik für seine Ohren sind — — Welch ein Heer vor ruchlosen Gedanken, verworfenen Thaten! Mit verzerrtem Antlitz und drohender Miene ziehen sie an ihm vorüber; es sind die Gier, die Habsucht, der Geiz, der Neid, die Misgunst, der Haß und die Unbarmherzigkeit. Und als kein reiner Gedanke, keine gute That ihr ein lächelndes Anlitz zeigt, da sinkt die Seele vernichtet in sich zusammen, und kaum entringt sich ihren Lippen das scheue Wort: Gnade! Aber der ewige Richter

spricht das strenge Urtheil: „Wie die That, so der Lohn! So sei verstoßen aus dem Gefilde der Seligen! Hinunter sollst Du steigen auf die kaum verlassene Erde; da sollst Du ungesehen umherirren in den Hütten der Armuth und verzweifelnd hören, wie man Deines Gleichen verflucht; flattern sollst Du um das Lager des Geizigen, der auf Schätzen darbt und unersättlich ist wie das blasse Gespenst des Hungers; jammern sollst Du über Dein verworfenes Erdenleben und erst Gnade finden, wenn die Welt in Flammen aufgeht, die Erde verschwindet und die Sterne gleich welken Herbstblättern ins Meer sinken. Hinweg!"

Und die Seele fühlt sich hinausgestoßen aus dem Reich der Glücklichen und hinabgeschleudert in den unendlichen Luftraum. Unter ihr glüht die Erde in düsterrothem Licht; über ihr funkelt's mit lieblichem, aber immer mehr verbleichendem Glanze. Umsonst streckt sie um Gnade und Erbarmung winselnd die Hände zum Himmel; tiefer und tiefer wird sie hinabgerissen; es schallt ihr entgegen wie Posaunenschall, und sie stürzt nieder auf ein ödes Gebirg — —

Da erwacht Herr Braunheim von seinem Fall. Er fiel von seinem Stuhl, als die Predigt beendet war und in den brausenden Schall der Orgel der Schlußgesang der Gemeinde einfiel. Mühsam rafft er sich auf und versucht, als die Gemeinde sich erhebt, ihr zu folgen. Aber er ist so gebrochen, daß er dem vorbeikommenden Küster winken und ihn um Beistand bitten muß. Man führt ihn nach Hause, und er legt sich sogleich zu Bett. Ihn schüttelt ein heftiger Fieberfrost, und der Arzt, den er zum äußersten Erstaunen der alten Haushälterin rufen läßt, schüttelt bedenklich den Kopf. „Das ist schlimm, mein Lieber", sagt

er, der den alten Geizhals wol kennt. „Sie haben eine so lange und strenge Diät befolgt, das Ihr alter und hinfälliger Körper alle Widerstandskraft verloren hat. Lassen Sie sich — —“

„Geht es zu Ende mit mir, Herr Doktor? Sagen Sie es unverholen.“

„Das habe ich nicht geradezu gesagt. Indessen — —“

„Es genügt mir, Herr Doktor. Ich verstehe, was Sie sagen wollen. — O ich hatte einen furchtbaren Traum, und der sagt mir, ich muß sterben. — Aber nicht so“, schreit er auf, indem er die Hand des bestürzten Arztes ergreift, „nicht, ohne das ich mich mit Gott und den Menschen versöhnt habe. Ich will ja Alles herausgeben, Alles!“

Das Erstaunen des Arztes wächst, er fragt, und der Alte beichtet ihm seinen entsetzlichen Traun.

Der Arzt steht gerührt und erschüttert. „Ja,“ ruft er, „Gott weiß die Seinen zu finden! Wol Ihnen, daß Sie sich das harte Herz haben rühren lassen!“ Er bewilligt gern die angstvolle Bitte des Greises, ihm mit Rath und That zur Seite zu stehn. Während in dem Ofen, der seiner Nahrung längst entwöhnt war, bald ein fröhliches Feuer prasselt und der Alte seiner Haushälterin, die sich in die plötzliche Sinnesänderung ihres Herrn noch gar nicht zu finden weiß, aufträgt, für sie beide reichliche Erquickungen herbeizuschaffen, reitet ein Bote nach St...., um Georg nach der Stadt im Namen des Herrn Braunheim einzuladen; ein anderer holt den Pfarrer und den Notar. Der Letztere setzt das Testament des Alten auf; der Erstere hat mit dem völlig Zerknirschten eine lange und ernste Unterredung, und die liebreich dargereichte

Seelenarzenei bewirkt, was der leiblichen nicht mehr möglich ist: Herr Braunheim fühlt sich zum ersten Male in seinem Leben glücklich. —

Durch Nacht zum Licht.

Am Morgen desselben Sonntags saß Georg mit dem alten Baron von B.... im Familienzimmer, beide stumm und ernst. Wer Georg vor einigen Wochen sah, hätte ihn nicht wiedererkannt. Sein Blick war erloschen und unstät, sein Gang nachlässig und matt, und seine frühere Kraft war gesunken; so sehr hatten ihn die drückenden Verhältnisse, unaufhörliche Nachtwachen und vor Allem die Sorge um das Leben Luisens verändert. Der neue Arzt, der vor wenig Tagen eingetroffen war, hatte wenig Hoffnung gezeigt, die Kranke dem Leben zu erhalten. Zwar hatte er sich gehütet, durch rücksichtslose Wahrheit zu zeigen, daß er die Kranke verloren gab; aber dem scharfen Auge der Liebe war es nicht entgangen, daß Luisens Leben zum Mindesten gefährdet sei. Und wenn Georg an dem Lager seiner Verlobten stand, die fast immer in tiefer Bewußtlosigkeit lag, und in ihre starren und leblosen Züge blickte, da zog ein furchtbares Weh sein Herz zusammen, und kaum hatte er Energie genug, den Eltern Luisens und seiner Mutter zu verhehlen, was er ahnte. —

Es litt Georg nicht auf dem Sitz, der für ihn eine Folterbank war; er stand auf und öffnete das Fenster. Würzige Frühlingsluft drang ins Gemach, die Morgen-Sonne strahlte hell, und aus dem Dorfe scholl der Klang der Kirchenglocke feierlich herüber. Da füllte Georgs Brust ein tiefer Schmerz. Der heutige Tag war Luisens Ge-

burtstag, und der heutige Tag sollte (so hatten es die Eltern verabredet) ihr Trauungstag sein. Und nun! Kommt noch ein Sonntag, wo die Kirchenglocke das glückliche Paar ladet, um am Tisch des Herrn das Gelübde für die Ewigkeit zu schließen? So dachte Georg, und finster umwölkte sich seine Stirn, als Luisens Vater, der in den letzten Monaten völlig zum Greise geworden zu sein schien, zu ihm trat und ihn mit zitternder Stimme fragte.

„Sagen Sie, lieber Sohn, bleibt mein armes Kind am Leben?“ Und der alte Mann legte Georg beide Hände auf die Schultern und sah ihm starr ins Gesicht, um in seinen Mienen die hoffnungsvolle oder trostlose Antwort zu lesen.

Schwer kämpfte Georg mit sich selbst, ehe es ihm gelang, gefaßt zu sein und zu antworten:

„Ich hoffe zu Gott, daß meine Luise uns erhalten bleibt. Der Arzt — war nicht hoffnungslos.“ Aber seine schwankende Stimme strafte seine Worte Lügen, und der alte Baron ging, traurig den Kopf schüttelnd, von ihm hinweg.

Da trat die Generalin (Luisens Mutter war den Anstrengungen der Krankenpflege erlegen und mußte selbst das Bett hüten) ins Zimmer. Georg blickte seine Mutter, die seit der Frühe dieses Morgens statt seiner die Wache an Luisens Lager übernommen hatte, forschend an, und eine Todesangst überkam ihn. Aus dem Antlitz der Generalin war alles Blut gewichen, und sie mußte sich, kaum ins Zimmer getreten, an die Lehne eines Stuhles anklammern, um nicht umzusinken. Auch der alte Baron, der fast theilnahmslos gesessen, erschrak und fragte, was vorgefallen. Die Generalin rang nach Fassung, und mühsam stieß sie endlich die Worte hervor: „Kommt mit! Luise verlangt nach euch.“

„So ist die Krankheit überstanden?“ fragte der alte Herr in Hoffnung und Zweifeln.

„Kommen Sie, Herr Baron, und seien Sie gefaßt!“ entgegnete die Generalin, die ihre Thränen nicht länger zurückzuhalten vermochte. Sie gingen; Georg war längst hinausgestürzt. — —

In dem Krankenzimmer kniete Georg an dem Sterbelager der Verlobten. Sie ruhte halb aufgerichtet in den Armen der Generalin; ihr Vater saß leise schluchzend vor ihr; der Arzt stand daneben, die Hand der Kranken in der seinigen haltend und die immer langsameren und schwächeren Pulsschläge zählend. Es war eine Todtenstille; nur die mühsamen Athemzüge der Kranken bezeugten, daß ihre Auflösung immer rascher zunehme.

Da klang vor dem Fenster das fröhliche Zwitschern eines Vogels und erweckte Luise aus dem Halbschlummer, in dem sie befangen zu sein schien. Sie richtete sich höher empor und schaute mit einem Blick, in dem die Verklärung des ewigen Lebens sich unverkennbar ausdrückte, auf den erwachenden Lenz draußen; dann wandte sich ihr Auge mit schmerzvoller Wehmuth auf ihre Umgebung. Der Arzt sah, daß sie sich zum Sprechen anstrengte, und winkte ihr, sich ruhig zu halten; aber sie schüttelte fast unwillig den Kopf und versuchte von neuem zu reden; aber nur ihre Augen sprachen: „Gönnen Sie mir die wenigen Augenblicke, die mir noch beschieden sind, um denen, die mir theuer sind, Lebewohl zu sagen. — Vater, weine nicht“, sprach ihr Auge weiter, „sondern tröste die Mutter — —“, und ihr Blick schweifte suchend umher.

„Ihre Frau Mutter hat sich zu Bett legen müssen, weil sie sich angegriffen fühlte“, beantwortete der Arzt leise

und schonend ihre stumme Frage. „Für sie ist aber nicht die geringste Gefahr vorhanden“, fügte er hinzu, als er Luisens Antlitz sich verändern sah. Da floh ein Schatten von Freude über ihre blassen Züge, und ihr Blick, mehr und mehr erlöschend, sprach weiter, was ihr Mund nicht aussprechen konnte:

„So lebe wohl, Vater und tröste die Mutter. Trauert nicht um mich, seid stark und bringt meinem Bruder meine letzten Grüße — — Du meine zweite Mutter, lebe wohl und nimm von mir den Dank Aller, die Du dem Elend entrissen — — Lebe wohl, Georg —“ „Unsere Herzen hatten sich gefunden, und ich hoffte Dir mein ganzes Leben lang anzugehören — — Es soll nicht sein, Gott ruft mich ab — — Aber murre nicht, denn ich sterbe einen beneidenswerthen Tod — Sei die Stütze Deiner Mutter und meiner Eltern, leite meinen Bruder, damit er Dir gleich wird — Lebe wohl, lebt Alle wohl!“

Ihr Auge brach; Georg nahm sie in seine Arme und in dem letzten, reinen Kusse verschied sie; ihr Auge schloß sich im Tode, aber ein seliges Lächeln blieb auf ihren Zügen zurück.

Langsam ließ sie Georg aus seinen Armen niedergleiten, und in starrem, aber stummem Schmerz blickte er auf die früh geknickte Lilie, die gebrochen vor ihm lag. Kein Laut entfloh seinen Lippen, aber in seinem Herzen wühlte es fürchterlich. Erst als Luisens Vater seine Hand faßte und seine Mutter sich ihm laut weinend an die Brust warf, da brach die Eisrinde der Verzweiflung und er weinte, weinte Thränen, bitter, heiß und verzehrend, wie sie der Mann weint.

„Kommen Sie“, flüsterte der Arzt ihm leise zu, „und

führen Sie den Vater weg von der Leiche seiner Tochter. Trösten Sie ihn, der völlig gebrochen ist; zeigen Sie sich als Mann!“ Georg reichte ihm die Hand, die der Arzt gerührt ergriff, und führte den alten Baron hinaus, nachdem er von seiner verblichenen Braut durch einen unbeschreiblichen Blick Abschied genommen. Der Arzt blieb mit der Generalin, die nun ihre ganze Stärke wiederfand, im Sterbezimmer zurück, um mit ihr die traurigen Pflichten, die ein Todesfall mit sich führt, schonend zu erfüllen.

Als eine Stunde später Georg beschäftigt war, nach Berlin zu schreiben, um den Bruder der Verblichenen von dem Todesfall in Kenntniß zu setzen ritt ein Unbekannter in den Schloßhof. Er brachte Georg eine dringende Einladung des erkrankten Braunheim, ihn sofort zu besuchen. Erbittert warf Georg den Brief dem Boten vor die Füße: „Sagen Sie Herrn Braunheim, daß ich erst meine Braut begraben muß, an deren Tod er einen guten Theil der Schuld trägt.“ Er war im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als der Fremde ihn aufhielt: „Ich weiß nicht, Herr Baron, ob Sie recht handeln. Es ist mit dem alten Wucherer eine Sinnesänderung vorgegangen, die Sie in Ihrem und in fremdem Interesse nicht ungenützt lassen dürften.“ Er berichtete, was er an näheren Umständen wußte, und bat Georg, ihn zu begleiten. Georg kämpfte heftig mit sich selbst, und Zorn und Mitleid, Verachtung und Edelsinn stritten in seiner Seele gegen einander; das Mitleid behielt den Sieg, und Georg folgte der Einladung. —

Auf seinem dürftigen Bett lag der kranke Braunheim. Aber es sah nicht mehr so trostlos im Zimmer aus. Im Ofen prasselte das Feuer hell, und zwei Lichter brannten auf dem Tisch. Beim Feuer saß die alte Haushälterin, die Herr

Braunheim sonst nie in seinem Zimmer geduldet hatte, und wärmte sich. Das Testament lag, von Zeugen unterschrieben und von dem Notar unterzeichnet, vor dem Kranken, und an seinem Bett saß der städtische Pfarrer, sich ernst und liebreich mit dem reuigen Sünder unterhaltend.

Dem milden Trostesworte des Pfarrers war es gelungen, den Greis in seiner so plötzlich über ihn gekommenen Reue zu bekräftigen, die finstern Angstbilder aber, die ihm immer noch vor Augen schwebten, hinweg zu bannen. „Seien Sie ohne Furcht, mein Lieber", schloß er seinen Zuspruch. „Ihre Reue kommt wol spät, doch nicht zu spät. Sie haben viel gefehlt, aber Sie machen viel wieder gut. Und glauben Sie an Gottes Liebe und Erbarmung! Er will nicht das zeitliche und ewige Verderben des Schuldigen, und über einen reuigen Sünder ist im Himmel mehr Freude als über hundert Gerechte."

„Aber der Baron kommt noch immer nicht!" klagte der Kranke. „O Herr Pastor, ich hatte es schlimm mit ihm im Sinne, und ich kann nicht eher ruhig sterben, als bis ich ihm Alles vertraut und seine Verzeihung erlangt habe."

„Der junge Baron ist, wie ich ihn kenne, ein edler Mensch", tröstete der Pfarrer, „und Ihrem reuigen Bekenntniß wird er Vergebung nicht versagen. Schauen Sie vor sich und nicht hinter sich!"

Das Geräusch die Straße heraufsprengender Pferde, die vor dem Hause anhielten, unterbrach ihr Gespräch. Gespannt horchte der Kranke, und ein glückliches Lächeln erhellte seine fahlen Züge, als er hörte, daß es zwei Pferde waren. Georg trat ein; mit ihm kam der Arzt, der ebenfalls eingetroffen war.

Als Georg die Schwelle überschritt, richtete sich der

Kranke mit Hilfe des Predigers auf und streckte dem Eintretenden zitternd die Hand entgegen. Und Georgs Antlitz zeigte keine Spur von Groll, als er näher trat und die ihm dargereichte Hand annahm. Der Arzt war zur guten Stunde gekommen und hatte ihm dem Zustand des Alten mitgetheilt. „Vergessen Sie", bat er, „nur jetzt, was er war; er hat nur noch wenige Stunden zu leben und ist wahrhaft willens, sich mit Gott und den Menschen zu versöhnen." So erwähnte denn Georg, den der Anblick des Sterbenden vollends entwaffnet hatte, des Todes seiner Verlobten mit keinem Worte. In tiefster Seele erschüttert wurde er, als er hörte, was dem alten Geizhals das Herz gerührt, und kein Miston störte ihr Beisammensein.

Der Alte hatte in der That nach Kräften seine langjährige Schuld zu sühnen gesucht. Verwandte oder Freunde besaß er nicht; so bestimmte er denn bis auf ein reichliches seiner Haushälterin ausgesetztes Legat sein ganzes bedeutendes Vermögen wohlthätigen Zwecken. Georg erhielt seine Schuldverschreibung zurück, und der Greis bestand mit solchem Nachdruck auf der Annahme, daß er sich fügen mußte; auch die Verwaltung und gewissenhafte Verwendung des übrigen Vermögens übernahm er willig.

Diese letzten irdischen Angelegenheiten hatten den Kranken aufs Tiefste erschöpft; er wünschte zu ruhen, und Alle verließen ihn ergriffen und in ernster Stimmung; nur die Haushälterin blieb bei ihm. Georg, der als beglaubigter Testamentsvollstrecker den letzten Willen des Greises an sich genommen hatte, erhielt in der Frühe des nächsten Morgens durch die Haushälterin den Bescheid, daß ihr alter Herr während der Nacht sanft entschlafen sei. Gern erfüllte er die Bitte der alten Frau, sie auf dem Gute zu behalten. —

Drei Tage waren verflossen, da wurden das junge Edelfräulein und der alte Wucherer zu ihrer letzten Ruhestätte geleitet. Wieder war es ein herrlicher Lenztag; wieder lächelte die Sonne vom blauen Himmel; es war, als ob die Natur im Feierkleide den Auferstehungstag der seligen Geister feierte, deren irdische Hüllen jetzt dem Schoß der Erde übergeben wurden.

Es war ein imposantes Trauergeleit, das den Särgen folgte. Der Vater, der Bruder und der Verlobte der jungen Patriotin, die ihr reines Leben durch ihren schönen Tod verklärt hatte, folgten ihrem Sarge und dem Sarge des reuigen Sünders, die man nicht hatte trennen wollen, zunächst; daran schlossen sich Geistliche aller Bekenntnisse und eine unabsehbare Volksmenge. Auf dem Friedhof angelangt verlangte Luisens Vater die irdische Hülle seines Kindes noch einmal zu sehen, und der Sarg erschloß sich. Da lag sie in weißem Gewande, selbst so bleich; aber noch hatte die Starrheit des Todes das liebliche Lächeln auf ihrem Anlitz nicht ganz vernichtet: sie schien zu lächeln. Der jungfräuliche Kranz in ihrem Haar glich einem Lorbeer; und er war ein Lorbeer in den Augen des Höchsten und in den der Menschen.

Vater und Bruder der Entschlafenen brachen in laute Thränen aus; Georg stand neben ihnen stumm und lautlos, aber seine Lippen zuckten krampfhaft, und durch seine Brust zog eine unendliche Sehnsucht, seiner Braut in jene bessere Welt zu folgen. Aber da zeigte sich seinem Auge das blasse Bild seiner Mutter, und es gelang ihm, seinen düstern Wunsch mannhaft zu besiegen.

Neben ihnen standen ernst die Geistlichen. Sie zeigten sich in schönster Eintracht; neben dem protestantischen Prediger stand der jüdische Rabbiner, und neben ihm der katholische Priester. Jetzt nahm der Seelsorger der Verblichenen das Wort, und Hüte und Mützen flogen von den Häuptern. Er pries die liebliche Todte glücklich, die wie die edle Gräfin Stolberg, wie so mancher Arzt und Pfleger ihr aufopferndes Streben mit dem herrlichsten Tode besiegelt; er pries den unerforschlichen Rathschluß Gottes, der die Reine so früh aus diesem Leben abgerufen. „Verzagt nicht, Ihr, die Ihr um die edle Todte trauert! Eure Thränen laßt fließen, sie sind ein würdiges Opfer vor Gott; aber baut auf Ihn, dessen Rath der hinfällige Mensch nicht in seiner Tiefe erfaßt, den er kaum ahnt. Eifert der Verblichenen nach, schön zu scheiden wie sie; einst winkt euch die trostvollste Vergeltung, das Wiedersehn!“

Mit Staunen sah das Volk, wie bei diesen Worten ein Schmetterling, der erste dieses Lenzes, herflatterte, sich ohne Scheu auf die Blumen im Sarge niederließ und sich dann hoch in die wolkenlosen Lüfte emporschwang, bis er ihren Augen entschwand. Der Schmetterling, das Abbild der Ewigkeit, rief ihren ahnungsvollen Herzen die Erinnerung zurück, daß auch sie, das irdische Gewand abstreifend, eingehen würden zu jenem Leben, wo die Trauer verstummt und die Todtenklage.

Jetzt wandte sich der Geistliche zu dem Sarge, in dem der alte Wucherer der Ewigkeit entgegenschlummerte. „Wol Dir, Du Todter, daß jetzt keine Verwünschung Dir ins Grab nachtönt und Dir folgt vor Gottes Richterstuhl! Viel hast Du in diesem Leben gefehlt, aber Gott hat Dich begnadigt, Gott hat in seiner endlosen Liebe Dir vergönnt, Vieles, was Du gesündigt, durch eine gute That zu sühnen. So

tritt denn vor Gott, der Dich abgerufen, und möge Dir ein milder Richterspruch werden!"

Die Geistlichen segneten nun die Leichen, und alles Volk drängte sich schweigend herzu, Luisens blasses Antlitz noch einmal zu schauen. Da traten sie herzu, die Greise, die Kinder, die Kranken, die Luise gepflegt; da fielen Blumen zahllos in den Sarg und in die offene Gruft, und die Gebete und die glühenden Sgenswünsche, von tausend Lippen leise gesprochen, stiegen als eine duftige Opferwolke empor in den Himmel.

Nunmehr wurde der Sarg geschlossen, und beide Särge sanken hinab in die Erde. Da dröhnten die Schollen, da wölbten sich die Hügel, eine Lerche stieg jubilirend in die Höhe, und voll und feierlich erscholl der Trostgesang:

„Auferstehn, ja auferstehn wirst Du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh!
Unsterblichs Leben
Wird, der Dich schuf, Dir geben:
Halleluja!"



Berlin, Druck von A. W. Hayn's Erben.
(C. Hayn, Hof-Buchdrucker.)

Inhalt.



